



Abonnements
nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buch-
handlungen und Postanstalten des Deutschen Reiches
entgegen.

Ausgegeben am 17. Januar.
Der Jahrgang läuft vom 1. October 1885 bis dahin 1886.

Abonnements-Preis
bei allen Buchhandlungen M 1.— pro Quartal
bei sämtlichen Postanstalten M 2.— pro Quartal
Preis der einzelnen Nummer 10 Pfg.

Die Tochter des Commerzienraths.

Roman von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsgerecht vorbehalten.

Die Furcht vor diesem Vorwurf darf mich nicht abhalten, meine Pflicht zu erfüllen," erwiderte Leopold entschlossen. "Wollen Sie mich nach dem Abendessen in den Wiener Hof begleiten?" "Sehr gerne," nickte Grasmann, indem er seinem Asscisé das Portefeuille zurückgab, das Leopold in die Tasche schob. "Die Nachforschungen nach der Vergangenheit dieses Abenteurers werden mir Spaß machen, obgleich ich mir einen sehr großen Erfolg nicht davon verspreche."

"Ich werde meine Bemühungen unermüdet fortsetzen, bis dieser Erfolg gesichert ist," erklärte Leopold; "mag es mir auch Zeit, Mühe und Geld kosten, der Verbrecher muß entlarvt werden."

Er verließ nach diesen Worten das Bureau und ging in seine Wohnung, wo er den Tisch bereits gedeckt fand.

Sein Vater erwartete ihn schon, der alte Mann empfing ihn mit ernster gedankenvoller Miene.

"Wo ist Helene?" fragte Leopold, als er Platz genommen hatte.

"Im Theater," antwortete sein Vater, und es lag diesmal kein froher Klang in seiner Stimme. "Es wird mir allgemach doch zu viel, das Mädchen geht zu oft hin."

"Gönne ihr die Freude!" bat Leopold mit einem forschenden Blick auf das sorgenvolle Antlitz des alten Mannes. "die Musik ist nun einmal ihr Steckpferd und gegen dieses harmlose Vergnügen läßt sich ja nichts einwenden."

"Nein, aber das Kind macht mir Sorge, seitdem sie das Theater so oft besucht. Sie ist so ernst und still geworden, als ob eine unglückliche Liebe ihr am Herzen nage."

"Vielleicht denkt sie darüber nach, ob sie den Antrag des jungen Herrn Lehendeder annehmen soll."

"Nein, das weiß ich besser," erwiderte der alte Mann kopfschüttelnd, "sie fühlt nichts für diesen Mann und ohne Liebe wird Helene niemals heirathen. Ihr Denken muß einem an-

deren Manne gelten, den sie vermuthlich im Theater kennen gelernt hat."

"Würde sie Dir das nicht offen mittheilen?"

"Ich weiß nicht, Leopold, ein junges Mädchenherz findet Gefallen an heimlicher Liebe, ein solches Geheimniß wahrt es gerne, denn aus ihm entspringen alle Träume und Lustschlösser, die es glücklich machen. Ich mag auch nicht fragen, ich muß warten, bis Helene mir das Geheimniß anvertraut, dann erst kann ich rathe und, wenn es Noth thut, warnen."

"Dann aber dürfte die Warnung schon zu spät kommen, Vater!"

"Ich weiß es wohl, aber was kann ich machen? Mir wäre es lieb gewesen, wenn Helene die Werbung des Herrn Lehendeder angenommen hätte, er meinte es ehrlich, und es war eine gute Partie."

"Das kann man nie voraus wissen," sagte Leopold ernst, "man lernt die Herren erst nach den Glitterwachen kennen, sie tragen in der Regel vorher eine Maske, die nur zu leicht irre führt. Mit dem Hause Lehendeder soll es nicht mehr so brillant aussehn, es sind bereits Gerüchte im Umlauf, die den erfahrenen Kaufmann mißtrauisch gegen dieses Haus machen müssen."

Der alte Mann blickte ihn betroffen an.

"Das sollte mir leid thun," erwiderte er, "indessen so schlimm wird's nicht sein, der Commerzienrath ist ja ein sehr reicher Mann."

"So sagt man, und man hat es schon von Vielen gesagt, bei denen es sich später anders herausstellte. Se nun, was kümmert es uns, Helene liebt den jungen Herrn nicht, also kann uns auch das Schicksal seines Hauses nicht weiter interessieren."

Leopold legte Messer und Gabel hin und füllte sein Weinglas noch einmal, voll herzlicher Theilnahme ruhte sein Blick wieder auf dem Antlitz des alten Mannes, der gedankenvoll vor sich hinschaute.

„Daß es kommen wie es kommen will,“ sagte er beruhigend. „Helene ist ja ein verständiges Mädchen, der Mann, den sie liebt, wird auch ihrer Liebe werth sein. Und erkennen wir, daß er es nicht ist, so wird sie unseren Gründen sich fügen, sie weiß ja, das wir ihr Bestes wollen!“

Er leerte sein Glas und erhob sich, um mit einem herzlichen Handruck von dem Vater Abschied zu nehmen. Grassmann, der ihn abholen wollte, war eben eingetreten.

„Ich habe meine Frau in's Gebet genommen,“ begann Grassmann, als sie das Haus verlassen hatten. „Fränzchen wollte mir nicht Alles sagen, aber so viel habe ich doch erfahren, daß die Frau Gräfin sehr unglücklich ist.“

„Ich wußte es,“ erwiderte Leopold, „es konnte nicht anders sein, schon auf der Hochzeitreise in Rom hat Saratow seine Frau in einer Weise vernachlässigt, die ihre Gefühle tief verletzten mußten. Ich erkannte das aus den Antworten, die sie auf meine Fragen gab, sie war in Rom gewesen und hatte dort den größten Theil der Zeit im Hotel zugebracht. Wenn Saratow dort schon seine Frau so gleichgiltig behandelte, dann war er gewiß später ihr gegenüber nicht aufmerksamer.“

„Und auf diese Entdeckungen wollen Sie Ihre Hoffnungen bauen?“

„Hoffnungen!“ rief Leopold mit einem tiefen Athemzuge. „Ich bin ein alter Mann, in meinen Jahren hofft man nichts mehr. Man arbeitet noch so lange man kann, dann sehnt man sich nach Ruhe.“

„Na na, das sind Redensarten, an die Sie selbst nicht glauben,“ scherzte Grassmann. „Wenn Sie keine Hoffnungen mehr hegen, so würden Sie sich nicht so sehr um die Entlarvung Saratows bemühen. Mich dauert ja auch die junge Frau, aber ich würde mich nicht in diese Angelegenheit mischen, wenn ich kein persönliches Interesse daran hätte, und so klug werden Sie ebenfalls sein.“

Leopold schwieg, widersprechen konnte er nicht, denn er hegte in der That die leise Hoffnung, daß seine Liebe erwidert und Hermine nach der Lösung ihrer Ehe seine Gattin werden könne.

Weshalb sollte das nicht in der Möglichkeit liegen? Er war nicht so alt wie er sich machte, an seiner Seite konnte eine liebende und geliebte Gattin immer noch glücklich werden, er selbst fand dann auch das Glück, nach dem er bisher sich vergeblich gesehnt hatte.

„Wie sollen wir es nun anfangen, um Frau Bäuerlein zum Reden zu bewegen?“ fragte Grassmann, als sie in die Straße einbogen, in der der Wiener Hof lag.

„Ich weiß das selbst noch nicht,“ antwortete Leopold; „vielleicht finde ich einen Vorwand, an den ich anknüpfen kann.“

Sie traten in den Speiseaal, ihr erster Blick fiel auf Saratow, der mit dem Rentner Hagen Karten spielte.

Frau Bäuerlein saß in gewohnter Weise hinter dem Büffet, sie erwiderte den Gruß Leopolds höflich aber kühl, sie schien sofort eine Schranke zwischen sich und ihm ziehen zu wollen, damit er nicht den Versuch einer Annäherung machte.

Graf Saratow warf über seine Karten hinüber einen finstern Blick auf Leopold, der sich so setzte, daß er ihn beobachten konnte.

„Merkwürdig, daß wir den Herrn hier finden!“ sagte Grassmann leise, nachdem er dem Kellner seinen Auftrag gegeben hatte. „Wenn die Wirthin ihn kennt, so mußte er doch dieses Haus meiden.“

„Vielleicht ist die Enthüllung des betreffenden Geheimnisses nur ihr gefährlich, und Saratow will daraus Nutzen ziehen.“

„Diese Absicht wäre doch auch für ihn gefährlich!“

„Wenn er kein Geld mehr hat, so spielt ein solcher Mann ohne Bedenken *va banque*,“ versetzte Leopold achselzuckend, „im Nothfalle muß der Commerzienrath ihm den Rücken decken.“

„Dasselbe behauptete ich ja vorhin, als Sie die Absicht aussprachen, dem Commerzienrath reinen Wein einzuschütten!“

„Es ist doch ein anderes Ding, wenn ich die Anklage erhebe, als wenn diese Frau es thut, die vielleicht seine Mitschuldige ist.“

Saratow legte die Karten hin und warf abermals einen finstern Blick auf die beiden Herren, deren leises Gespräch ihn zu beunruhigen schien, dann holte er seine Börse aus der Tasche.

Er wechselte noch einige Worte mit dem Rentner und ging dann an's Büffet, um seine Zechse zu berichtigen.

Leopold blickte scharf hin, er sah die Wirthin erbleichen, ihre Hand zitterte, als sie das Geld in Empfang nahm, einige Secunden darauf überzog Bornesgluth ihre Wangen.

Es fiel ihm auf, daß auch der Rentner den Grafen unverwandt beobachtete, er las in dem klugen Gesicht dieses Herrn gespannte Erwartung, die Vermuthung stieg in ihm auf, daß auch dieser Mann Verdacht gegen Saratow hegen müsse.

„Kennen Sie den alten Herrn?“ fragte er.

„Ich habe manchen Fröhlschoppen mit ihm getrunken,“ nickte sein Associé, „es ist ein Rentner Hagen, ein jovialer Mann, der alle Stadtreinigkeiten weiß.“

„Sehen Sie nicht, wie er mit seinen Blicken den Grafen verfolgt?“

„Das ist mir auch schon aufgefallen.“

„Er scheint ihm kein Vertrauen zu schenken!“

„Vielleicht hat der Graf versucht ihn anzupumpen.“

Saratow wandte in diesem Augenblick sich um, die Wirthin erwiderte seinen Abschiedsgruß nicht, ein seltenes Gemisch von Haß und Furcht sprach aus dem Blick, mit dem sie ihm nachschaute.

Die beiden Freunde würdigte Saratow keines Blickes mehr, er schied mit einem Handruck von dem Rentner und verließ den Saal mit hocherhabenem Haupte.

Hagen nahm seine Flasche und sein Glas und trat auf den Tisch zu, an dem die Freunde saßen.

„Wenn es den Herren nicht unangenehm ist, möchte ich um die Ehre bitten, mich zu Ihnen setzen zu dürfen,“ sagte er in seiner treuherzigen betteren Weise; „wir sind ja alte Bekannte, Herr Grassmann, und Sie werden mir zugeben, daß der Wein nur dann schmeckt, wenn man ihn in Gesellschaft trinkt.“

Hugo Grassmann stellte seinen Associé vor, der alte Herr erinnerte sich, daß er den Vater Leopolds sehr genau kannte.

Im Laufe des Gesprächs erfuhr er auch, daß Leopold in Rußland gewesen war, und nun war er bei dem Punkte angelangt, auf den er zu kommen wünschte.

„Kennen Sie eine gräfliche Familie Saratow in Rußland?“ fragte er.

„Nein,“ antwortete Leopold, der bereits entschlossen war, diesem Manne volles Vertrauen zu schenken.

„Aber Sie kennen den Grafen Saratow, der gegenwärtig hier wohnt?“

„Woraus wollen Sie das schließen?“

„Aus den Blicken, mit denen Sie ihn beobachteten.“

„Mit denselben Blicken haben auch Sie ihn beobachtet.“

„Ich leugne das nicht,“ erwiderte der Rentner, „ich glaube sogar, wir Beide hegen denselben Verdacht.“

„Und wenn dies der Fall wäre, aus welchen Gründen verfolgen Sie diesen Verdacht?“ fragte Leopold.

„Dieselbe Frage könnte ich an Sie richten!“

„Nicht doch, ich halte es für meine Pflicht, seine Frau zu schützen und seine schlimmen Absichten zu durchkreuzen, vorausgesetzt daß mein Verdacht begründet ist. Vertrauen wir einander,“ fuhr Leopold fort, „nennen Sie mir Ihre Gründe, oder wenn Sie das nicht wollen, so sagen Sie mir ob Sie den ersten Voratz hegen, diesen Mann zu entlarven.“

„Gewiß hege ich ihn,“ erklärte Hagen, „und wenn ich Ihnen meine Gründe nennen dürfte, so würden Sie er-

kennen, daß mir auch die Mittel zu Gebote stehen, unseren Bemühungen den nöthigen Erfolg zu sichern."

"Man lernt doch die Menschen nie ganz kennen," scherzte Hugo Graßmann; "ich habe Sie bisher stets für einen harmlosen Herrn gehalten, nun aber —"

"Beharren Sie bei diesem Urtheil," unterbrach der Rentner ihn mit seinem freundlichen Lächeln, "nehmen Sie an, ich betrachte es als angenehmen Zeitvertreib, solche dunkle Existenzen zu studiren und zu entlarven."

Leopold war in Nachdenken versunken, er legte sich die Frage vor, ob er es wagen dürfe, auch diesem ihm noch unbekannten Manne seinen Verdacht zu berichten, der ihm selbst große Unannehmlichkeiten bereiten konnte, wenn Mißbrauch damit getrieben wurde.

Aber ein Blick auf das ehrliche, treuherzige Gesicht des alten Herrn beseitigte alle Bedenken, er rückte ihm näher und theilte ihm daselbe mit, was er seinem Associé bereits berichtet hatte.

Der Rentner hörte schweigend, mit gespannter Aufmerksamkeit zu, nicht der leiseste Zweifel spiegelte sich in seinen Zügen.

"Sie glauben also, daß auch Saratow Sie bei der ersten Begegnung wiedererkannt hat?" fragte er.

"Ich bin davon überzeugt, der Haß, der in seinen Augen aufloderte, verrieth es mir," nickte Leopold.

"Dann weiß ich auch, wer Sie beim Polizeipräsidenten als russischen Spion denunciirt und Ihre Ausweisung gefordert hat," erwiderte Hagen. "Diese Denunciation wurde an jenem Abend noch zur Post gegeben, und es ist ermittelt worden, daß sie in den auf dem Bahnhofe befindlichen Briefkasten gelegt worden war. Saratow wird den Brief hineingeworfen haben, als er seine Hochzeitsreise antrat, er hoffte auf diesem Wege Sie unschädlich machen zu können."

Zornesgluth hatte das Antlitz Leopolds überglänzt, er konnte nur mühsam seine Entrüstung bezwingen.

"Ist das nicht ein neuer Beweis für die Richtigkeit meines Verdachts?" fragte er mit einem unwilligen Blicke auf den Rentner, der langsam näher kam und sprechen zu wollen schien. "Beweist diese Denunciation nicht, daß Saratow Ursache hat, mich zu fürchten?"

"Gewiß," antwortete der Rentner, "aber dieser Beweis berechtigt uns noch nicht zu einer Anklage. Saratow kam,

wenn er eingeseht, die Denunciation geschrieben zu haben, immer noch behaupten, man habe Sie ihm als russischen Spion bezeichnet und er glaube auch jetzt noch an die Wahrheit dieser Mittheilung."

"Diese Behauptung wäre eine freche Lüge!"

"Beunruhigen Sie sich nicht, Ihnen werden keine Unannehmlichkeiten daraus erwachsen, die Unglaubwürdigkeit der Denunciation ist sofort erkannt worden."

"Und was soll nun geschehen?" fragte Leopold ungeduldig. "Die Frau dieses Hauses kennt ebenfalls die Vergangenheit Saratows; wenn sie reden und mit uns sich verbinden wollte —"

"Daran dürfen wir nicht denken," sagte der alte Herr kopfschüttelnd, "diese Frau ist eine furchtsame Natur, sie hat wahrscheinlich zu Saratow in Beziehungen gestanden, von denen ihr Gatte nichts wissen darf, da wäre es sehr bedenklich, ihr unsern Verdacht mitzutheilen. Es wäre sehr wohl möglich, daß sie der Entlarvung Saratows eine Warnung vorzöge, um sich selbst vor Enthüllungen zu sichern, die ihr den Rest ihres Lebens zur Hölle machen könnten. Und Saratow direct anzugreifen, dürfen wir augenblicklich auch noch nicht wagen, so lange wir nicht Beweise haben, die Jeden überzeugen müssen. Vergessen Sie nicht, daß sein Schwiegervater, der Commerzienrath Lependeker, hinter ihm steht, der ja ein persönliches Interesse daran haben muß, seiner Familie die Schande fernzuhalten."

"Wollen wir uns von solchen Gründen leiten lassen, so dürfen wir uns überhaupt in die Sache nicht einmischen," sagte Leopold ärgerlich. "Der Commerzienrath muß uns doch Dank wissen, wenn wir seine Tochter vor den schlimmen Absichten dieses Abenteurers bewahren. Mag auch der Gelat ihm fürchtbar sein, besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!"

"So sage ich auch," nickte Hagen, "aber Sie werden zugeben, daß die Entlarvung äußerst schwierig ist und mit der größten Vorsicht betrieben werden muß. Kennen Sie einen Herrn von Stainer?"

"Nein."

"Er scheint mit Saratow sehr liiert zu sein, und ich glaube, daß er ebenfalls einen falschen Namen führt."

(Fortsetzung folgt.)

Der Günstling der Kaiserin.

(Mit Illustration.)



reimal zeigt die Geschichte Rußlands vom Tode Peters des Großen bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts das Schauspiel wechselvoller Weiberherrschaft: unter den Kaiserinnen Katharina I., Elisabeth und Katharina II. Jede von diesen dreien besaß den erhabenen Thron, den der Schöpfer der russischen Großmacht mit so strahlendem Glanze umgeben hatte, durch eine schamlose Günstlingswirtschaft, welche den Triumph der weiblichen Leidenschaften über die bevorzugte Stellung der Regentin kennzeichnete.

Katharina I., welche Peter der Große wegen ihrer ohne Zweifel selbstsüchtigen Anhänglichkeit an seine Person aus der Tiefe einer gemeinen Bauerndienerin und Soldatenfrau auf die Höhe des Kaiserthrons erhoben hatte, ließ sich schon bei Lebzeiten ihres Gemahls in einem Intriguenspiele, das ihre Weiblichkeit im schlechtesten Lichte erscheinen ließ, und setzte dieses Spiel nach seinem Tode fort, bis wüste Orgien und Teufelsucht sie aus dem schamlosen Leben hinwegrafften.

Die Kaiserin Elisabeth ist durch das scharfe Urtheil Friedrichs des Großen, der sie neben die Pompadour stellte, genügend charakterisirt worden. Sie hat dem tapferen Herrn der preussischen Monarchie das Leben schwer genug gemacht. Es war nicht ihre Züchtigkeit, daß unter ihren Auspicien die Akademie der Wissenschaften in Petersburg und die Universität zu Moskau gestiftet wurden.

Am ärgsten wurde das Spiel der Günstlinge unter Katharina II. getrieben. Bei dieser Fürstin, welcher man, als sie noch die kleine Prinzessin von Anhalt-Berth war, Edelthum und seine Bildung nachrühmte, kamen trotz ihres scharfen Verstandes die rohen sinnlichen In-

stincte zum Durchbruch, sobald sie die Gemahlin eines schwachen und trunksüchtigen russischen Thronfolgers geworden war. Es ist kein Lob für sie als Weib, wenn man von ihr zu sagen weiß, sie habe sich für die Rohheit ihres Gemahls durch vertraute Beziehungen zu Grafen Soltkow, Stanislaw Potjomkin und Gregor Orlov zu entschuldigen gesucht. Wäre sie wirklich und wahrhaftig ein „edelmüthiges“ Weib gewesen, so würde sie sich weder zum schändlichsten Verrath an ihren ehelichen Pflichten herabgewürdigt, noch die Erdrosselung ihres Gatten, des Kaisers, durch einen ihrer Günstlinge, den frechen Orlov, gebilligt und betrieben haben. Durch die Ermordung Peters III. gelangte sie auf den Thron, und sie konnte nichts klügeres thun, als die Traditionen Peters des Großen pflegen, d. h. Rußlands Macht möglichst erweitern. Es fehlte ihr aber Peters hochfliegender und energischer Geist, obgleich es nicht gar schwer sein konnte, mit ihrer unumschränkten Gewalt Gewerbfleiß, Handel und Wissenschaften zu fördern. Um sich die Herrschaft über ein unzufriedenes, Gerechtigkeit liebendes Volk zu sichern, scheute sie vor einem anderweiten Mord, dem an dem jungen unglücklichen Prinzen Iwan, nicht zurück.

Unter ihrer Regierung war die Dieberei, der Betrug, die frechste Ueberhebung der Günstlinge functionirt. Jeder ihrer Günstlinge raubte zusammen so viel er konnte, und für jeden gab es eine Zeit, in welcher er über sie und folglich über das Reich herrschte. Einer ihrer nahestehenden und erfolgreichsten Favoriten war der Fürst Gregor Alexandrowitsch Potemkin, sieben Jahre jünger als sie. Potemkin diente bei der Garde zu Pferde, als sie, unmittelbar nach der Ermordung ihres Gemahls, des Kaisers, den schönen jungen Mann, der übrigens nur

ein Auge hatte, bemerkte. Potemkin hatte eine scharfe Bitterung für zeitliche Vorthelle, er bot der Kaiserin, die in Manneskleidern mit dem Degen in der Hand vor der Garde erschien, aber sein Vortragsbein hatte, das seine mit devoter Galanterie an, und von diesem Augenblicke an war sein Glück gemacht. Am folgenden Morgen hatte Potemkin seine Ernennung zum Oberst und Kammerjunfer und wurde als außerordentlicher Botschafter nach Stockholm gesandt, um dem schwedischen Hofe den Eintritt der Regierung Katharinas anzuzeigen.

Nach seiner Rückkehr wurde er alsbald Generalmajor und Kammerer. Das wurmte den Mörder Orlov, der das „Herz“ der Kaiserin nicht mit dem jüngeren Rivalen theilen mochte, und er gewann noch eine Spanne Zeit, indem es ihm gelang, Potemkin gegen die Türken zu schicken, damit er sich kriegerische Ehren hole. Dies geschah denn auch, aber die Folge war um so entscheidender gegen Orlov, der nun den Lohn für seine mordbedeckten Hände empfing, — er fiel in „Ungnade“, d. h. die liebestolle Herrscherin war seiner überdüssig und Potemkin trat an seine Stelle. Der neue Erklärte wurde nun mit den höchsten Würden und Ehrenstellen überladen, die Kaiserin that nichts Wichtiges ohne ihn, er durfte sich Alles erlauben, sogar Freiheiten gegen die Gebieterin selbst, die viel von seinen übermüthigen Launen erduldet, so lange die Leidenschaft des Weibes stärker war als der Stolz der Herrscherin. Daß dieses Weib bereits stark alterte, kam ihm für seine Stellung zu gute, für seinen Geschmack war es ein Opfer der Selbstüberwindung.

Wzulanke konnte die ausschließliche Günststellung Potemkins nicht dauern, denn Katharina „Herz“ glied einem Vienenstode. Sie ernannte ihn unter Anderem zum Generalgouverneur der südlichen Provinzen des Reichs — damals eine außerordentlich wichtige Stellung wegen der Nachbarschaft der Türkei, deren Demüthigung zum russischen Regierungsprogramm gehörte.

Es gelang auch Potemkin, die Porte zum Kriege gegen Rußland zu bringen, und er hatte den Oberbefehl über die Truppen der Kaiserin. Damit war sie ihm los und ein Anderer nahm seine Stelle am häuslichen Herde der Kaiserin ein — Mamonov.

Sobald Potemkin die Festung Oczakow erstickt hatte, kehrte er nach Petersburg zurück. Hier fand er zwar für sich öffentliche Ehren, aber die häusliche Niederlage. Jetzt war er selbst in der Lage des früher von ihm verdrängten Orlov: er forderte trotz der Befestigung Mamonovs und doch war es zu spät zum Trost. Es blieb ihm nichts übrig, als wieder zur Armee zu gehen.

Vorher aber war noch die famose Reise der Kaiserin in Potemkins Begleitung nach Taurien erfolgt, auf welcher der verschlagene Generalgouverneur seiner Herrin die berühmten Krim-Bilder vorstellte: gemalte Städte, Dörfer, Schiffscandale, an der Landstraße aufgestellte Menschenhaaren, die angeblich Bewohner des blühenden Landes, in Wahrheit aber Schauspieler waren, die Nachts von Station zu Station weiter befördert wurden, um wieder aufgestellt zu werden und der Kaiserin zuzubehören. Die behörte Frau glaubte an den blühenden Zustand der Provinzen; sie meinte für ihre Person das Vordere zu haben, die Männer zu betrügen, und diese rächten sich dafür, indem sie sie auch betrogen.

Noch bei der Armee im Süden, erfuhr Potemkin, daß Mamonov einem anderen Günstlinge, Platon Zubow, Platz machen mußten, und er schrieb der Gebieterin malitiose Briefe, die nicht minder boshaft erwidert wurden. Vergrümmet reiste Potemkin nach Petersburg, um sich selber wieder in den vorigen Stand einzufinden. Die alte Kaiserin ließ ihn aber fallen. Sie konnte ihm auch nicht vergessen, daß er absichtlich, um seine Gewalt fühlen zu lassen, die Friedensverhandlungen mit der Porte in Jassy in die Länge zog; — man sagt sogar, er habe eine Art Wallenstein gespielt und sich in Südrußland ein eigenes Königreich gründen wollen.

Während er noch in Petersburg glänzende Feste gab, um damit seine Schmach zu verdecken, war Fürst Nepin im Geheimen angewiesen, den Krieg scharf weiter zu führen und möglichst reich Frieden mit der Porte zu machen. Nepin hatte Erfolge, das wurmte Potemkin, er reiste schleunigst wieder nach Süden, diesmal begleitet von seiner Nichte und Favoritin, Gräfin Branika, und unterwegs, zwischen Jassy und Nikolajew, unweit Sulane, starb er am 16. October 1791 plötzlich am Herschlag in den Armen seiner Nichte.

Das war das Ende eines der vielen Günstlinge einer unersättlichen Frau, die jeden Mann, auch den stolze, zu ihrer Creatur entwürdigte. Potemkin hinterließ ein kolossales Vermögen, nahe an 50 Millionen Thaler.

Kaiser Paul hatte ihn dermaßen gehaßt, daß er im Jahre 1796 die Gebeine Potemkins ausgraben und in den Festungsgraben werfen ließ; Kaiser Alexander I. gönnte, nachdem er zur Regierung gelangt war, dem Entehrten die Ruhe des Grabes und ließ die Gebeine wieder bestatten. In Ocheron steht seit 1836 seine Bildsäule, und an der Stelle, wo er starb, ein durch die Gräfin Branika errichteter Obelisk.

Neue Bilder aus dem Soldatenleben.

Von A. Max (pseudonym).

II. Der Majorsbursche.



Der Major K. war ein sehr unangenehmer Vorgesetzter, mit dem man sehr schwer auskommen konnte. Seine Feinde sagten ihm nach, daß er sich wenig oder gar nicht an der Fabrikation des Pulvers betheiligte hätte und er weiß selber nicht recht, wisse, was er eigentlich wollte.

Ganz besonders schlimm hatten es deshalb die Burschen des Majors, die es selten länger als acht Tage ausbieten, dann entweder selbst um ihre Ablösung baten, oder, nachdem sie mit einer größeren oder kleineren Arreststrafe bestraft waren, abgelöst wurden.

Die meisten ließen sich auch gern bestrafen, um nur abgelöst zu werden, und so war es für den Compagnie-Chef wirklich schwer, noch einen geeigneten Mann als Burschen zu finden.

Wiederum traf das Loos, den Burschen zu stellen, die zweite Compagnie. Nachlos musterte der Compagnie-Chef beim Appell seine Leute, aber wer von den Alten noch nicht bestraft oder nicht gerade Gefreiter war, der hatte sicher schon einen Curfus als Bursche beim Herrn Oberst-Wachmeister durchgemacht.

„Zum Donnerwetter“, fragte der Hauptmann den Feldwebel, „wissen Sie denn keinen Mann, den wir dem Major geben könnten? Ich kann von sämtlichen Leuten, die unbestraft und nicht gerade zu etwas Anderem commandirt sind, nicht Einen finden, den ich hinführen möchte.“

„Ja, Herr Hauptmann, der einzige noch nicht Dagewesene und Unbestrafter ist der Musketier Krüger, der halb blödsinnig ist“, erwiderte der Feldwebel. „Der Herr Major wollte ja damals nicht zugeben, daß Krüger entlassen würde; sonst weiß ich nur noch meinen Burschen Friedrich Kiebusch. Kiebusch ist allerdings vom Herrn Major einmal mit Arrest bestraft worden, weil er nicht Bordenmann nehmen konnte, er ist ein ordentlicher und sehr gewandter Mensch, und obwohl ich wohl, daß er am ersten mit dem Herrn Major fertig werden würde. Da nun Kiebusch seines Zeichens Berliner Drohschleutischer ist, so versteht er auch mit Pferden umzugehen.“

„Ja, Feldwebel, der Kiebusch ist der geeignetste Mann“, erklärte sich der Hauptmann einverstanden; „solte auch der mit dem Herrn Major nicht fertig werden können, nun gut, so schade ich ihm den verdächtigten Krüger.“

Kiebusch wurde nun gerufen und nachdem ihm auseinandergelegt, daß er hauptsächlich die schönen Pferde des Herrn Majors in Ordnung zu halten hätte, erklärte er sich einverstanden, bei dem Major Bursche zu werden.

Der Major K. war Junggeselle, und so würde Kiebusch, außer der Besorgung der beiden Pferde, gar nicht so viel zu thun gehabt haben, wenn nicht der Herr Major für seine Person zu viel Dienste beansprucht hätte.

Kiebusch meldete sich pünktlich des Nachmittags als Ordmann beim Major.

Zunächst mußte Kiebusch eine lange Instruction über sich ereichen lassen, was er Alles zu thun hätte und welche Strafen ihn alle treffen würden, wenn er dies nicht Alles pünktlich ausführte. In diese Instruction schloß sich eine längere Belehrung über Pferdepflege und Behandlung.

Unser braver Kiebusch ließ sich dies Alles nicht verdrießen, versah pünktlich seinen Dienst und that Alles, was er dem Major an den Augen absehen konnte.

Verschiedene Dienstverrichtungen, die der Major verlangte, waren allerdings höchst unbequem und unangenehm, aber Kiebusch tröstete sich damit: Kommt Zeit, kommt Rath; wenn ich nur erst etliche Zeit bei dem Herrn Major als Bursche gewesen, so daß ich ihm unentbehrlich bin, so will ich ihm schon alles Das abgewöhnen, was mir nicht paßt.

Schon war Kiebusch vier Wochen, zur großen Verwunderung des ganzen Bataillons, bei dem Major, ohne daß von irgend einer Seite der Wunsch um Ablösung laut geworden wäre.

Der Adjutant und noch verschiedene andere Persönlichkeiten, die insbesondere von den Rappen des Majors zu leiden hatten, wollten bemerken, daß dieser in letzter Zeit weniger griesgrämig und mißvergnügt wäre. Zu diesen gehörte auch der Hauptmann der 2. Compagnie, gegen welchen der Major ganz besonders liebenswürdig war.

„Nun, Herr Hauptmann“, hatte der Bataillons-Commandant diesem gesagt, „freite mich, daß mir endlich einmal ein ordentlicher, vernünftiger Mann als Bursche gestellt worden; wirklich der erste



Potemkins Tod. Original-Zeichnung von A. Stein. (Siehe Seite 243.)

brauchbare Mann, so lange ich das Bataillon zu führen die Ehre habe. Wäre auch zu wunderbar gewesen, wenn bei meinem ganzen Bataillon nicht ein einziger Mann zu finden, wundert mich auch gar nicht, diesen bei Ihrer Compagnie gefunden zu haben, da Ihre Compagnie den anderen ja stets voraus ist. Ich muß sagen, daß ich mit Kiebusch recht zufrieden bin, er pflegt die Pferde gut, was ja immer die Hauptsache ist, und die kleinen Dienstverrichtungen, die ich beauftrage, es ist zwar herzlich wenig, führt er zur Zufriedenheit aus. Zuerst wollte es mir freilich nicht passen, daß er seines Zeichens Berliner Drohsenkutscher ist, aber man kann sich nun schon auch einmal irren. Ich hätte sogar Lust, den Kiebusch, wenn er entlassen, ganz bei mir als Diener zu behalten."

Der Hauptmann war sehr erfreut über dieses Lob des Majors und beschloß, die gute Laune seines Bataillons-Commandeurs zu benutzen, um etwas für die Entlassung des Musiketers Krüger zu thun, da dessen Chancen, beim Major Bursche zu werden, bedeutend geschwunden waren.

Der Hauptmann sprach daher ganz gehorfsam die Bitte aus, ob er den Musiketer Krüger nicht noch einmal beifalls Eingabe zur Entlassung wegen Blödsinn vorstellen dürfe. "Ich weiß wirklich nicht, was ich mit dem Mann anfangen soll, scheiden kann er gar nicht, sondern gefährdet die Anzüge im höchsten Grade, und selbst zur Kammerarbeit und als Colporteur auf Wache ist er nicht einmal zu gebrauchen und richtet dabei die unglücklichsten Dinge an. Auch in der Küche ist der Mann nur zum Essen zu verwenden, ich hatte auch damit einen Versuch gemacht, es liefen aber in den ersten Tagen so viele Klagen über angebranntes Essen und dergleichen mehr ein, daß ich Krüger nach drei Tagen ablösen lassen mußte. Es ist mir zuletzt nichts Anderes übrig geblieben, da der Herr Stabsarzt Krüger nicht zur Entlassung eingeben wollte, als Krüger dem Herrn Stabsarzt als Burschen zu geben. Der Herr Stabsarzt hat sich nun vollständig von der geistigen Beschränktheit des Krüger überzeugt, so daß er sehr gern Krüger ein Altsitz zur Entlassung ausstellen will."

"Ja, aber besser Herr Hauptmann," antwortete der Major, "wenn ich nun alle Burschen, die ich gehabt und die beschränkt gewesen, zur Entlassung eingeben hätte, so wäre zuletzt vom Bataillon nicht mehr viel übrig geblieben; na aber meinestwegen stellen Sie mir morgen den Mann vor. Uebrigens, Krüger, ist das nicht der Mann mit den rüthen Haaren, der als Flügelmann beim zweiten Gliede Ihrer Compagnie steht und mir immer beim Bataillons-Exerciren den Vordermann und die Richtung verdirbt?"

"Zu befehlen, Herr Oberst-Wachtmeister," antwortete der Hauptmann, "und ich kann den Mann nicht einmal zur Bataillons-Befichtigung auf Wache schicken, denn da würde er nur noch größeres Unheil anrichten."

"Na ja, der Mann scheint allerdings mehr wie blödsinnig zu sein," versetzte der Major; "nun ja, wenn ihn der Stabsarzt zur Entlassung eingiebt, werde ich das Gesuch gern beifällig beantworten."

Die unangenehmen Dienstverrichtungen, die der Bursche des Majors auszuführen hatte, waren verschiedener Art. Der Major besah ein sehr werthvolles Rauch-Museum, das allerdings nicht aus Wobbeln oder Wildern des Bildhauers Rauch bestand, sondern vielmehr aus Rauchstilkensilien, als da sind: süßliche Cigarrenstübe, Cigarrenspitzen, Tabaksbeutel und ganz besonders werthvolle Meerhaumpfeifen. Um dieses Rauch-Museum in Ordnung zu halten, d. h. die Sachen abzuschleifen, zu reinigen, die dreißig bis vierzig Pfeifen wieder zu stopfen, gebrauchte der Bursche mindestens zwei Stunden Zeit. Diese unangenehme Arbeit hatte sich der schlaue Kiebusch sehr schnell dadurch abzuwälzen gewußt, daß er dem Herrn Oberst-Wachtmeister erzählte, bei seiner Compagnie stände der Gesetzte Berger, der ein Landsmann von ihm sei und in Berlin in einer großen Pfeifenfabrik gearbeitet habe, ob Berger ihn nicht Mittwochs und Sonnabends Nachmittags, wo so wie so kein Dienst sei, in der Behandlung und Reinigung der Pfeifen unterrichten könne. Wirklich gab der Major dazu seine Einwilligung, und so kam denn Berger alle Mittwochs und Sonnabends Nachmittags, wemöglich noch einmal mehr in der Woche, reinigte die Pfeifen und sonstigen Gegenstände, während Kiebusch genüßlich zuseh und aus einer der werthvollen Spitzen oder Pfeifen rauchte, denn Gütigkeit hatte Kiebusch selbstverständlich mit seinem Herrn.

Noch unangenehmer für den Burschen war es, daß sein Herr meist sehr spät des Nachts nach Hause kam, und er so lange aufbleiben mußte, um dem Herrn Oberst-Wachtmeister beim Auskleiden beihilflich zu sein.

Es ist früher gesagt worden, daß der Major meist selber nicht recht wußte, was er eigentlich wollte, und dies zeigte er besonders seinem Diener. Unzählige Male des Tages klingelte der Major; kam nun Friedrich Kiebusch seine zwei Treppen heruntergepostet, so wurde ihm gesagt, er könne wieder gehen, der Major habe es wieder vergessen. War nun Friedrich in seiner Stube glücklich angelangt, so klingelte es wieder; kam er nun wieder herunter, so hieß es, es hätte vorläufig noch Zeit, er solle noch zehn Minuten wiederkommen. Erschienen Kiebusch nach zehn Minuten wieder, so wurde er nach nebensächlichen Dingen gefragt: ob es noch regnete, oder ob ein Brief angekommen sei und dergleichen mehr.

Stimmlos behauptete der Major, wenn Kiebusch erschien, er hätte überhaupt nicht geklingelt, der dumme Esel sollte sich wegsetzen und den Herrn Major nicht weiter stören.

Dies brachte nun unsern klugen Spreewäthener auf einen besonders

guten Einfall, dem Major das Klingeln abzugewöhnen und eben so noch spät des Nachts seine Dienste in Anspruch zu nehmen.

Kiebusch war etwa acht Wochen bei dem Major und demselben unentbehrlich geworden. Eines Abends, nachdem der Major sein Abendbrot und seinen Thee eingenommen, befohl er Kiebusch, aufzubleiben bis er wieder käme.

Nun hatte der Major die Wohnung verlassen, als es sich unser braver Krieger in derselben gemütlich machte. Zunächst wurden die Reste vom Abendbrot verzehrt, dann ein tüchtiger Grog gebraut und dazu eine gute Cigarre des Majors geraucht. Nach dem Grog war Kiebusch müde geworden und faul eingeschlummert, so daß er das Kommen des Majors nicht hörte. Der Letztere war ziemlich ungehalten, seinen Burschen auf dem Sopha schlafend zu finden, und versetzte ihm, nachdem er ihn ermunterte, ein paar Ohrfeigen.

Am nächsten Morgen klingelt der Major vergeblich, Kiebusch erscheint nicht, der Major klingelt nochmals und nochmals, reißt die Klingel beinahe herunter, aber kein Kiebusch erscheint. Der Major muß sich schließlich selber entschließen, sich allein und ohne fremde Hilfe anzukleiden, und siehe, es geht aus. Kiebusch erscheint immer noch nicht und so muß der Major schließlich selbst die zwei Treppen hinaufklettern, um nachzusehen, ob Kiebusch etwas passiert ist. Untenwegs wurde es dem Major unheimlich, Kiebusch hatte gestern zum ersten Mal ein paar Ohrfeigen bekommen, war es nun nicht möglich, daß er sich die Gesichtslücke zu Herzen genommen und Hand an sich gelegt hatte? Doch bald beruhigte sich der Major wieder, da es ja mit allen den anderen Burschen bisher gut gegangen war.

In der That waren auch alle Befürchtungen ganz unsonst gewesen, denn Kiebusch saß ganz vergnügt auf seinem Bette und bearbeitete die hohen Siefeln seines Herrn, in denen er schnell eine Cigarre hatte verschwinden lassen. Friedrich fährt ganz verwundert auf, als er seinen Herrn schon so früh angezogen in seiner Stube sieht.

"Zum Donnerwetter, Kiebusch, wo sind Sie denn, ich habe wohl fünfmal geklingelt!" schreit ihn der Major an.

"Der Herr Oberst-Wachtmeister haben geklingelt?" fragt Kiebusch verwundert, "ich hörte doch sonst so gut, heute habe ich aber nichts gehört."

"Na, Mensch, da werde ich Sie in's Lazareth schicken und untersuchen lassen, ob Sie taub sind," fährt der Major wüthend fort.

"Zu befehlen, Herr Oberst-Wachtmeister," antwortet Kiebusch, "ich wollte mich auch schon heute krank melden, ich habe solches Drensummen. Ich glaube, mir ist von der Ohrfeige, welche ich gestern Abend vom Herrn Major bekommen habe, das Trommelfell gelöst. Wie ich jetzt war, hat der Sergeant Lehmann dem Rekruten Sommer eine Ohrfeige gegeben, daß diesem das Trommelfell platze. Ich kann mich noch genau befinden, bei Sommer waren dieselben Anzeichen, er wurde als invalide entlassen und Lehmann erhielt vom Kriegsgesundheits drei Monate Gefängnis."

Dann erwiderte, dachte der Major, das kann eine unangenehme Geschichte werden, denn ich Kiebusch wirklich das Trommelfell gelöst, so kostet dir das den rothen Kragen, und außerdem müßtest Du Kiebusch nicht gern als Burschen verlieren. Du wirst gewiß keinen Menschen mehr anführen. Darauf rebete er seinem Diener sehr gnädig zu:

"Aber lieber Kiebusch, so schlimm wird dies doch nicht sein, es war ja auch gar nicht so schlimm gemeint, es sollte mir wirklich leid thun, wenn Sie in's Lazareth kämen, da ich Sie nicht gern als Burschen verlieren möchte. Ich habe schon daran gedacht, ob ich Sie nicht, wenn Sie entlassen sind, ganz bei mir als Diener behalten soll. Uebrigens, wenn Sie wollen, so lassen Sie sich von einem guten Ohrenarzt behandeln, hier haben Sie dreißig Mark dazu und schicken Sie sich, dann wird es bald besser werden. Künftighin gehen Sie nur zu Bette, ich werde wohl, wenn ich spät nach Hause komme, allein fertig werden."

Dies waren nun gute Aussichten für Kiebusch, einmal waren die dreißig Mark gut als Schmerzensgeld und dann war es immer noch besser, bei dem Major trotz seiner Eigenheiten, Diener zu sein, als in Berlin Drohsenkutscher, besonders wenn er sich seinen Herrn noch besser ergo.

Kiebusch tröstete auch gleich seinen Herrn, daß er nicht zum Militärarzt sondern zu einem Civilarzt gehen wolle, es sei nur schlimm daß er das Klingeln nicht höre, er könnte aber vielleicht alle halben Stunden einmal nachfragen kommen, ob der Herr Major Wünsche habe. Alle halben Stunden war nun für den Major zu viel, da er meinte, er würde dann zu oft geschickt, und so beschloß er sich, daß Kiebusch nur etliche Male des Tages zu fragen brauche.

Damit war nun Kiebusch sehr zufrieden und dem zu Folge hatte das Ohrensummen bis zum nächsten Tage bedeutend nachgelassen. Kiebusch erzählte dem Major, der Ohrenarzt, zu dem er natürlich nicht gegangen war, hätte geküßert, das Trommelfell sei nicht gelöst, wohl aber in Folge des Schalles etwas getrübt, und wenn er sich vor Erhaltung in Acht nehme, würde auch dies schnell vorübergehen. Das Klingeln hörte er aber immer noch nicht.

Einige Tage ging es ohne Klingeln ganz gut, aber als Kiebusch, obwohl er sonst recht gut höre, das Klingeln noch immer nicht hören wollte, machte der Major den Versuch, ob dies zu hören wäre. Er befohl Kiebusch, unten in der Stube zu bleiben und zu schellen, während er selbst nach der Burschenstube gehen wollte, um sich selbst zu überzeugen. Kiebusch war aber schlauer als der Major und

schelte natürlich nicht, so daß der Major nach einer Weile höchst verwundert wieder heimtrat; er habe das Klingeln selber nicht gehört. So hatte sich Kiebusch zwar für den Augenblick zu helfen gewußt, es war aber zweifelhaft, ob sein Herr sich nicht nächstens einmal durch einen Anderen überzeugen ließe, ob der Klingelzug in Ordnung sei. Auch hierfür wurde Rath geschafft und der Klingelzug an einer Zwischenverbindung durchschnitten.

Nach einiger Zeit wurde der Major doch mißtrauisch und so befahl er dem Kiebusch eines Tages, wenn er das Klingeln nicht höre, so könne er sich auf dem Hofe vor den Stall hinsetzen und aufpassen, wem gepfeifen würde.

Dies war nun bei der Kälte recht unangenehm und noch schlimmer wie das Klingeln, da Kiebusch eben so oft gepfeifen wurde. Da fand Kiebusch zufällig ein Zeitungsblatt, in welchem die Einrichtung eines Telephon beschrieben war. Dieses Möbel fand Kiebusch sehr praktisch, denn da konnte er sich so den Weg die zwei Treppen hinunter ersparen, und deshalb wurde sofort ein neuer Plan entworfen. Am

nächsten Morgen erschien Kiebusch beim Major mit verbundenem Munde und klagte, daß er sich nun doch wohl krank melden müsse, er habe sich bei der Kälte im Hofe tüchtig erkältet und auch das Ohrenschmalz sei bedenklich sämlicher geworden.

„Na dann bleiben Sie oben auf Ihrer Stube, aber zum Donnerweiter, sagen Sie selber, was wir da machen sollen; ich kann doch nicht jedesmal zu Ihnen hinauflaufen, wenn ich etwas haben will,“ sagte der Major ärgerlich.

Kiebusch erklärte nun dem Major seinen Plan mit dem Telephon und wie praktisch diese Einrichtung sei, da er dann nur mit seinem gesunden Ohre zu hören brauche. In der That war der Major mit Kiebuschs Vorschlag einverstanden und ließ noch am selben Tage ein Telephon anbringen.

So war Beiden geholfen. Hatten wir, daß Friedrich Kiebusch auch fernerhin die Zufriedenheit seines Herrn behalten wird, so daß dieser sein Versprechen ausgeführt, Kiebusch nach Erfüllung seiner Dienstpflicht als Diener zu behalten.

Der Körperseher.

Von Director Raab.

Was ist das? Es ist ein gern geschehener Gast der Schaufenster, in dessen Betrachtung der umherstrolchende Müßiggänger sich namentlich dann mit fabelhafter Fähigkeit versenkt, wenn sein lustiger Blick an den verführerischen Reizen einer Phantasie-Juno sich laben kann. Existiert ein Instrument, welches Tausende entweder nur als interessante Kundenbilder für Jung und Alt, oder gar nur als Kinderspielzeug ansehen, während es doch eine eminente wissenschaftliche Bedeutung hat. Es ist das Stereoskop (zu deutsch Körperseher), dem ich durch gegenwärtige Darstellung zur Anerkennung verhelfen möchte.

Auffallen muß es unbedingt, daß selbst gebiegene wissenschaftliche Werke dem Instrumente nicht sein Recht widerfahren lassen. J. V. Dr. C. Rommel, Professor der Physik an der Universität zu Erlangen, erwähnt in seinem Bude „Das Wesen des Lichts“ (Leipzig 1874) das Stereoskop gar nicht. Auch das umfassende Werk: „Die gesammten Naturwissenschaften“ (Essen 1873) hat kein Wort für dasselbe übrig. Dr. A. Willner behandelt in seinem Lehrbuch der Experimentalphysik das Instrument nur sehr oberflächlich.

Eine auf einer Fläche ausgeführte bildliche Darstellung, sei es nun eine Zeichnung oder ein Gemälde, kann immer nur die Anschauung eines einzelnen Auges wiedergeben. Wie sehr der Künstler auch durch richtige Perspective, durch naturgetreue Schattirung und Färbung seinen Gegenstand hervorheben mag, nie wird er durch ein flächenhaftes Bild die Täuschung so weit treiben können, daß sich das Bild gleichsam unwiderstehlich körperlich gestaltet. Eine solche vollkommen plastische Erscheinung ist aber durch die Combination zweier, etwas verschiedener Bilder desselben Gegenstandes zu erreichen, von denen das eine nur mit dem rechten, das andere nur mit dem linken Auge beäugt wird. Erzeugt nämlich das eine dieser Bilder auf der Netzhaut des rechten, das andere auf der des linken Auges genau dasselbe Bild, welches von dem Objecte erzeugt worden wäre, das durch die vor die Augen gehaltenen Bilder dargestellt wird, so müssen sich offenbar die durch diese Bilder erzeugten Eindrücke zu demselben körperlichen Totalindruck vereinigen, welchen das directe Besehen des Objectes hervorgerufen hätte.

Die Wirkung des Stereoskops zeigt sich nun darin, daß wir statt eines Doppelbildes eines körperlichen Gegenstandes diesen selbst einfach zu erblicken glauben. Wir betrachten bei diesem Instrument jedes der beiden Bilder nur mit einem Auge und verschmelzen beide Empfindungen zur Wahrnehmung eines einzigen Bildes, welches körperlich hervortritt.

In dem Stereoskop von Brewster, welches gegenwärtig am meisten verbreitet ist, bestehen die beiden, in den Hohlkästen eingeklebten Augengläser in zwei Hälften einer Linse, in der verkehrter Richtung aneinander gesetzt sind. Sie machen so den Eindruck prismatischer Glashülsen und wirken auch ähnlich.

Eine Linse entwirft von einem entfernten Gegenstande ein verkleinertes, von einem nahen Gegenstande ein vergrößertes verkehrtes Bild, und zwar ein objectives, d. h. ein solches, welches sich deutlich sichtbar auf einer matten Scheibe darstellen läßt. Dies trifft jedoch nur zu, wenn der Gegenstand weiter entfernt ist als der Brennpunkt. Anders, wenn der Gegenstand der Linse näher liegt. Man halte ein gewöhnliches Vergrößerungs- oder Brennglas nahe einer Schrift, und man wird sie nicht verkehrt, sondern aufrecht erblicken. Das Bild erscheint auch vergrößert, aber auf derselben Seite mit dem Gegenstand.

Die von einem Punkte des Gegenstandes ausgehenden Strahlen vereinigen sich nicht wirklich zu einem Bilde, sie werden nach der anderen Seite der Linse hin, wo das Auge sich befindet, gebrochen und stoßen rückwärts verlängert zu einem Punkte zusammen, wo wir das Bild sehen (virtuelles oder Scheinbild). Das Auge fucht nämlich das gesehene Object stets in der Richtung der antommenden Strahlen, weshalb wir

gespiegelte Gegenstände hinter dem Spiegel sehen. Eine Linse nun, die wir benützen, um Gegenstände innerhalb der Brennweite vergrößert zu sehen, heißt eine Loupe. Solche Linsen sind auch die Linsen im Stereoskop. Sie liefern ein etwas vergrößertes, aufrechtes Bild von dem gesehenen Bilde. Die prismatische Wirkung besteht darin, daß wir das Bild nicht in der ursprünglichen Richtung, sondern nach der Seite des brechenden Winkels, d. h. nach der Mitte des Instruments hin abgelenkt sehen. Zwei entsprechende Punkte, welche dem rechten und linken Bilde angehören, erscheinen daher den beiden Augen gemeinschaftlich in einem Punkte; folglich sehen wir nur ein Bild.

Die Bilder (je zwei Zeichnungen, Photographien zc. auf einem Blatte) werden durch passende Spalte an den Seiten des Kastens einge- und ausgelesen.

Es wird Vielen schwer, zuzugestehen, daß die beiden durch das Stereoskop betrachteten Bilder verschieden sind. Sie sind es in der That. Betrachten wir einen Würfel mit dem rechten Auge, so sehen wir etwas mehr von seiner rechten Seite, betrachten wir ihn mit dem linken Auge, so sehen wir etwas mehr von seiner linken Seite, vorausgesetzt, daß der Kopf an derselben Stelle bleibt. Die Bilder des rechten und des linken Auges geben vereinigt den körperlichen Eindruck. Schließen wir ein Auge, so ist der körperliche Eindruck weit schwächer, die Gegenstände erscheinen flach. Daß dies sich wirklich so verhält, erkennt man leicht, wenn man vor eine Wand oder vor ein aufgeschaltetes Buch eine Flosche setzt und beides betrachtet. Mit zwei Augen erkennt man sofort den Abstand der Flosche vom Buche; sobald man aber das eine Auge schließt, scheinen Flosche und Buch fast aneinander zu liegen, und nur wenn man den Kopf seitwärts bewegt, erkennt man deutlich, daß beide von einander abheben.

Das Sehen mit zwei Augen ist daher zur Gewinnung des körperlichen Eindruckes, zum Erkennen der Tiefe nothwendig. Einäugige erhalten diesen Eindruck erst, wenn sie den Kopf seitlich bewegen. Sind die Gegenstände sehr weit entfernt, so ist der Unterschied in der Ansicht, welche das rechte und linke Auge von ihnen hat, sehr unbedeutend.

Durch Zeichnung die Verschiedenheiten der beiden Bilder anzudeuten, gelingt nur bei einfachen Figuren. Einer complicirteren Gegenstand, z. B. eine Maschine, stereoskopisch zu entwerfen, ist sehr schwierig. Nur auf photographischem Wege ist jede bildliche Reproduktion von beliebigem Standpunkte aus möglich; es ist deshalb die Photographie ein achtungswerther Bundesgenosse des Stereoskops. Sie beherzigt das Feld, weil sie durch eine naturgetreue, die Körperform heraushebende Schattirung die Täuschung zu einer vollständigen macht. Mit dem Bleistift oder Pinsel die feinen Mäncierungen in der Schattirung beider Bilder wiederzugeben, ist fast unaussprechbar.

Stereoskopische Photographien, die zuerst von Professor Moser in Königsberg in Pr. hergestellt wurden, sind jetzt überall im Handel zu haben. Die Anfertigung dieser Photographien, welche einen ausgedehnten Industriezweig bildet, geschieht in der Weise, daß man denselben Gegenstand zweimal photographisch abbildet, und zwar von zwei etwas verschiedenen Standpunkten aus. Bei schnell veränderlichen Gegenständen ist die Anwendung von zwei Apparaten nöthig, z. B. wenn Wellen, Schiffe zc. aufgenommen werden sollen.

Zum Stereoskop gehören außer dem bekannten Kastens und den besprochenen Augengläsern eine Scheidewand im Innern des Kastens, welche verhindert, daß das rechte Auge das linke Bild sehen kann, und umgekehrt, ferner der gewöhnlich mit einem Spiegel versehene Aufsatz und zuklappende Deckel, welcher die seitliche Leinwand, durch welche Licht eindringt, zu verdecken oder freizulegen gestattet, eine mattenförmige Glasplatte im Boden des Kastens, um transparente Bilder betrachten zu können, endlich eine Vorrichtung zum Verschieben der Augengläser. Reicht letztere, so ist das Instrument nur für mittlere Augen brauchbar. Man hält nämlich einen Gegenstand, den man deutlich sehen will, z. B.

die Schrift eines Buches, in ganz bestimmter Entfernung vom Auge, welche die „Weite des deutlichen Sehens“ heißt. Diese ist bei guten Augen ca. 20,9 Centimeter, bei Weitsichtigen größer, bei Kurzsichtigen kleiner. Nun erscheint auch das Bild beim Stereoskop verschieden weit, je nachdem es den beiden Gläsern genähert oder davon entfernt wird. Ist das Bild nahe an den Gläsern, so erscheint es auch durch die letzteren betrachtet näher und kleiner, andernfalls weiter und größer. Jeder wünscht aber das Bild in der Weite des deutlichen Sehens zu sehen. Daher sollten die Gläser des Stereoskops verschiebbar sein, damit Jeder das Bild für sein Auge einstellen, d. h. die Entfernung von Bild und Glas so lange verändern kann, bis das Bild ihm am deutlichsten erscheint.

Das Stereoskop wäre in hohem Grade dazu geeignet, den Anschauungsunterricht zu unterstützen. Nach Dr. Vogel hat man hierzu die *Laterna magica* aussersehen, welche von Photographien nach mikroskopischen Präparaten, nach Thieren, Pflanzen, Mineralien, Bauwerken, vergrößerte Bilder entwirft. In Amerika besitzt jede größere Lehranstalt eine *Laterna magica*. In Leipzig hat Professor GERMOLD dies Instrument als Hilfsmittel bei seinen Vorlesungen eingeführt. Das Stereoskop scheint mir wegen der Körperlichkeit der erhaltenen Bilder noch größeren Erfolg zu versprechen. Der Unterschied zwischen *Laterna magica* und Stereoskop springt in die Augen, wenn wir z. B. an die Zeichnung eines Bauwerks mit zahlreichen architektonischen Feinheiten, Galerien, Reliefverzierungen, Peristilen u. s. w. denken. Auch das vergrößerte Bild zeigt uns ein Chaos von Strichen. Im Stereoskop lösen sich die verworrenen Details von einander ab, um sich nach der Tiefe zu fndern; Alles tritt plastisch hervor, und der Beschauer hat ein in allen Einzelheiten und im Zusammenhange verständliches Gebilde vor sich.

Außerordentliches leistet der Franzose in Herstellung zarter und mannigfaltiger Stereoskopbilder. Ich erinnere mich der colorierten Photographie eines Salons mit vergoldetem Stuck an der Decke, mit antik geschnittenen Möbeln und reich geschnitten Vorhängen; im Stereoskop war das Gemälde von wunderbarer Plastik und Schönheit. In Frankfurt a. M. habe ich bei Binder Pariser Stereoskopbilder gesehen, die als Kunstwerke zu bezeichnen sind. Man wird kaum einer ausgeprägten Körperlichkeit und einer auf alle Einzelheiten sich erstreckenden, sorgsameren Ausführung begegnen, als beispielsweise in der Ansicht von der Galerie der Statuen in Rom; von dem Innern des Domes der Quaalien in Paris mit seinem prachtvollen Hochaltar und den eine verständliche Sprache redenden, vom Chor herunterhängenden zerschnittenen Fahnen; in den Landschaften, als deren Mittelpunkt Genf mit seinem Häuser-Complex figurirt; in dem Bilde, welches das Innere der Moschee von Cordoba uns vorführt, u. s. w.

Es wäre zu wünschen, daß das Stereoskop baldigst Eingang in die Schule sich verschaffe. Vornehmlich in den Dienst der Mathematik wird es zu treten haben. So Wanderer, der sonst nicht auf den Kopf gefallen ist, mißt sich vergeblich ab, den Ausführungen seines Lehrers zu folgen, weil ihm die Anschauung fehlt. Schwer gepanzerte Formeln, schwülstige Erklärungen vom Fällen von Perpendikeln, Regen von Ecken raschel an seinem gedüngsten Ohr vorüber, ohne in seinem Gehirn eine Spur zu hinterlassen. Das Stereoskop würde den Schüler mit der verhassten Wissenschaft und mit dem dito Lehrer versöhnen, also eine so pette Friedens-Mission erfüllen. Selbst da, wo in Zeichnungen alle weiteren Hilfsmittel der Täuschung: Farbe, Schatten u. s. w. forfallen, lösen sich vor den Linsen unseres Instruments die schwarzen Linien von der Fläche des Papiers vollkommen los und erscheinen durch den Raum hingezogen. Die verwickeltesten stereometrischen Figuren lösen sich vollständig auf und stellen sich dar als räumliche Gebilde.

Der Mineraloge brauchte keine Fußböden nicht vorher mit dem Verlangen, aus Papier oder Pappe Krystallmodelle zu kleben, auf eine unnütze Föller zu spannen. Unser Freund macht uns spielend mit dem Octaeder, Rhombendodekaeder, und wie die Formen alle heißen, bekannt.

Nach Dove kann man das Stereoskop auch benutzen, um gefälschte Werthpapiere, z. B. Banknoten, zu untersuchen. Man bringt zu diesem Zwecke die verdächtige Note neben einer echten an Stelle der beiden Bilder in das Instrument. Hat man es mit einem Falsificat zu thun, so treten die nicht ganz genau nachgeahmten Stellen aus der Bildebene hervor. Möchte es nicht rathsam sein, alle größeren Staatsstassen, z. B. den Regierungshauptstassen, Ober-Post-Rassen, ein Stereoskop pro inventario zu liefern?

Das Stereoskop giebt ferner ein Mittel an die Hand, an Maßstäben zu controliren, ob die Theilstriche alle gleich groß sind. (Siehe Helmholtz, Physiologische Optik.) Man braucht nur zwei

verschiedene Theile desselben Maßstabs stereoskopisch zum Veden zu bringen. Sind die Theile gleich groß, so scheinen alle Theilstriche in einer Ebene zu liegen. Sind die Theile unregelmäßig, so treten einige Striche vor, andere zurück.

Dove hat noch folgende Beispiele von der Genauigkeit des stereoskopischen Sehens gegeben: Wenn man zwei Medaillen, die mit demselben Stempel geschlagen, aber aus verschiedenen Metallen, stereoskopisch combinirt sind, so sieht das Gesamtbild schräg liegend und gewölbt aus, nicht eben. Der Grund beruht darin, daß die Metalle durch den Druck des Stempels beim Prägen combinirt werden und sich nachher ihrer verschiedenen Elasticität entsprechend wieder verschieden stark ausdehnen. Deshalb sind Medaillen, aus verschiedenen Metallen geprägt, nicht genau gleich groß, aber die Größenunterschiede sind außerordentlich klein. Professor Helmholtz hat bei Professor Dove solche Medaillen gesehen, eine aus Silber, eine aus Bronze bestehend, deren Größenunterschied mit bloßem Auge, selbst wenn man sie aufeinander legte, nicht zu entdecken war, und die doch ein deutlich gewölbtes Bild gaben. Wird in einer Buchdruckerpresse derselbe Satz von Buchstaben zweimal gesetzt, so ist es wenigstens ohne ungenüßliche Vorsichtsmäßigkeiten, nicht möglich, die Abstände der Buchstaben genau gleich zu machen. In Folge dessen erscheinen im Stereoskop bei der Combination zweier solcher Drucke einzelne Worte und Buchstaben vor oder hinter den andern liegend. Ganz eben präsentirt sich ein solcher Druck nur, wenn beide Exemplare mit denselben Buchstabenfäße gedruckt sind, und auch dann kann das Ganze noch gewölbt und schräg liegend sich dem Auge darbieten, wenn durch verschiedene Befuchung oder Zerrung das Papierblatt im Ganzen sich gedehnt hat; es zeigen sich aber dann keine unregelmäßigen Erhebungen einzelner Buchstaben. Man ist hiernach im Stande, die zweite Auflage eines Drucks von der ersten zu unterscheiden.

Eine höchst eigenthümliche Erscheinung ist der stereoskopische Glanz. Macht man nämlich in dem einen von zwei zusammengehörigen Bildern eines Körpers eine Fläche weiß, die man in dem andern Bilde schwarz läßt, oder giebt man ihnen verschiedene, im Besten nicht zu sehr von einander abweichende Farben, so erscheint eine solche Fläche in der stereoskopischen Verbindung glänzend, während alle diejenigen Theile des Körpers, die in beiden Zeichnungen gleiche Färbung und Beleuchtung haben, matt erscheinen. Dieser Schein des Glänzenden oder Matten ist unabhängig davon, ob die Flächen der Zeichnung wirklich matt oder glänzend sind, vorausgesetzt, daß sie im letzteren Falle nicht gespiegeltes Licht in das Auge des Beobachters zurückwerfen. Man kann sogar stereoskopische Linienzeichnungen, z. B. von Krystallmodellen, einerseits mit schwarzen Linien auf weißem Grunde, andererseits mit weißen Linien auf schwarzem Grunde ausführen und solche Zeichnungen stereoskopisch combiniren. Man erhält dabei den Eindruck, als bestände der betrachtete Körper aus einer dunklen, glänzenden Masse, wie Graphit, und als läge er auf solcher Masse. In photographischen Stereoskopbildern von glänzenden Gegenständen, z. B. glänzenden Pflanzen, Blättern, Atlas u. s. findet man häufig Stellen, welche in den beiden Zeichnungen verschiedene helle Reflexe zeigen und in dem combinirten Bilde den Eindruck des Glanzes hervorrufen. Nach Professor Helmholtz tritt dieser Glanz in ausgezeichneter Fülle hervor auf momentanen Photographien, gleich einer welligen, von der Sonne beschienenen Wasserfläche.

Das Brewster'sche Stereoskop hat für papierenen Bilder den Nachtheil, daß es nur unvollkommen Licht zu denselben dringen läßt, so daß sie in der Regel einseitig beschattet sind. Dem amerikanischen Stereoskop, wie es die Firma Moser sen. in Berlin liefert, fehlt dieser Mangel nicht an. Es hat keinen Kasten. Die Gläser sitzen in einem Rahmen, der mittelst eines Griffes gefaltet wird. Eine Scheibewand trennt die Gesichtsfelder beider Linsen. Das Bild wird auf ein mit Drähten versehenes, verstellbares Brettchen gesetzt.

Für die transparenten Stereoskopbilder auf Glas, die im durchfallenden Licht mit Ausschließung alles von vorn auffallenden Lichts betrachtet werden müssen, ist das amerikanische Stereoskop nicht geeignet.

Sehr entfernte körperliche Gegenstände kommen uns flach vor, weil, wie bereits erwähnt wurde, die Verschiedenheiten der beiden Netzhautbilder bei ihnen sehr gering sind. Durch das von Professor v. Helmholtz erfundene Tele-Stereoskop läßt sich auch bei diesen fernen Gegenständen der Eindruck der Körperlichkeit hervorrufen. Bei diesem Instrumente, welches dem ursprünglichen Wheatstone'schen Stereoskop ähnlich ist, erblickt man in zwei Spiegeln, welche unter einem rechten Winkel, dessen Kante dem Auge dicht zurecht, aufgestellt sind, zwei verschiedene Bilder desselben fernen Gegenstandes, z. B. eines Baumes; es muß also dieselbe Wirkung wie beim Stereoskop eintreten.

Europa in Wort und Bild.

(Mit Illustrationen.)

(Schluß.)

Wir folgen dem Schilderer des Werkes: „Europa. Eine malerische Wanderung durch die Länder und Städte Europas. Straßburg, R. Schulz & Co.“ auf seinem Zuge über die Alpen und empfangen zunächst eine bildliche Alpen-Illustration vom Monte Cenero aus.

Dann bewundert unser Blick den grandiosen Wasserfall am Spillgenpach, die Leitern bei Leuk, den Gneiss-Fuß, das Gneiss am Fuß des Grimsel, die Teufelsbrücke am St. Gotthard, den Montecarlo und Großen Eiger, wir sehen Lausanne, Schloß Chillon am Genfer

See, Partie bei Interlaken, Ufer des Thuner Sees, die Jungfrau, das stille Flüel am Vierwaldstätter See, einen Lavinenschurz im Maderanerthal, ein Stück Zürich am Lindenhof, die schauerliche Taminoschlucht bei Pfäfers, das Schutzhorn bei Konstanz, den Rheinfall bei Schaffhausen.

Aus der Schweiz treten wir nach Baden über; dies ist repräsentiert durch Hornberg im Schwarzwald, den Tunnel und Viaduct der Schwarzwaldbahn, sowie eine weitere wildromantische Partie dieser Bahn zwischen Kienach und Bellingen; von da geht's nach dem Elsaß hinüber und es erscheint der Ballon in den Vogesen und ein anheimelndes Städtchen Straßburg.

Vom Rhein und seinen Nebengewässern erscheinen die so schönen malerischen Partien bei Bingen, die Pfalz bei Taub, der Käuferturm, die Loreley, Burg Ehrenfels, die Ruine Rheinfels, Heidelberg, Ausblick in's Nahe- und Oberrheintal von dem hochragenden Obergarten. Von da wandern wir mit dem Silberfisch nach Regensburg, Innsbruck, zum Plattföfel und Sellaioch, Höhlensteinthal, Heiligenstein im Oepthal, Schloß Kardaun, Karneidthal, Schloß Plana, Meran; weiter nach Salzburg mit seinem herrlichen Schloß Hohen-Salzburg. Wir sehen die reizvollen Ufer der Donau bei Wien, Theben, Kasan, wir sehen Wien, Budapest, und steigen dann hinauf nach Mittel- und Norddeutschland, wo wir Albrecht Dürers Haus in Nürnberg, den Eingang des Rathhauses in Hannover, den Kirchthurm in Lüneburg, die Rathhaustreppe in Lübeck, ein alterthümliches Haus in Halberstadt, den Zwinger in Gotha, einige Berliner Bauten (Schloß, Nationalgalerie, Brandenburger Thor etc.), den Dresdener Zwinger und einen Ausblick von der Bastei in der sächsischen Schweiz auf die Elbe sehen.



Ausblick von der Bastei in der Sächsischen Schweiz.

(Siehe Seite 248.)

Ueber die sächsische Schweiz giebt Professor Brenneke nur folgende flüchtige Skizze:

Im fernen Südost (von Dresden aus) den Strom aufwärts, fließen blaue Bergumriffe den Horizont ab. Das ist die Sächsische Schweiz, wie das romantische Elbsandsteingebirge, zwischen dem Erz- und Lausitzer Gebirge, von Pirna bis Rastitz, zu beiden Seiten der Elbe gelegen, seit einem Jahrhundert genannt wird. Nächste dem Rhein ist die Elbe Deutschlands wichtigster und schönster Strom, und hier, wo sie aus dem Felsenthore in die große deutsche Tiefebene eintritt, entfaltet sie auf kleinem Raume eine Fülle von Naturschönheit. Zwar erscheint der regelmäßig geschichtete, oft vertical zerklüftete Buntsandstein an den großen Bruchflächen, welche er längs des rechten Elbufers zufolge der Gewinnung von Baumaterial aufweist, geradezu häßlich, aber die selbstsam über einander getürmten Quadern, der tiefgrünen Wälderschmuck der Bergklippen und der schattigen, kühlen Seitenthäler locken alljährlich Hunderttausende von Wanderern hierher: für die sächsischen Städte und die deutsche Reichshauptstadt ist die Gegend um Schandau oder der schroff aufragende Felsen der Bastei das beliebte Ziel eines Pfingst- oder Sonntagsausflugs.

Die letztgenannte Zeichnung bringen wir als zweite Illustrationsprobe des Werkes.

Es könnte scheinen, als wäre Deutschland textlich etwas kurz

Die letzte Thätigkeit der Gräfin Anna von Meran.

Von Henriette Auegg.



Am ein langes Leben zu Ende gegangen und besonders, wenn dieses lange Leben auch ein großes, ein wichtiges und ein wohlthätiges gewesen ist, dann wird so häufig von den Fernerlebenden die Frage gebracht: „Was war des Verstorbenen letzte Thätigkeit, was machte seine letzte Freude aus?“ All dies trifft in hohem Grade in Bezug auf den Tod der Gräfin Anna von Meran zu, welche am 4. August v. J. im Alter von 82 Jahren gestorben ist, durch ihr Schicksal und durch ihre Stellung als Wittin und Wittve des Erzherzogs Johann ein großes und wichtiges Leben gelebt hatte und dasselbe durch ihre Güte und Menschenfreundlichkeit auch zu einem sehr wohlthätigen und segenvollen zu gestalten wußte.

Es trifft dies auch insofern zu, als viele Menschen sich für diese edle und merkwürdige Frau interessiren, ohne doch Gelegenheit zu haben, Näheres und Genaueres über die letzten Jahre und Tage ihres Lebens zu erfahren. Da mag es denn Manchem nicht unwillkommen sein, zu hören, was die hauptsächlichste Thätigkeit dieser rastlosen Arbeiterin für das Menschenwohl in den letzten Jahren gebildet und wie die letzte Thätigkeit auch ihre letzte Freude ausgemacht, natürlicherweise abgesehen vom Familienglücke und der blühenden Enkelstaa.

Diese freudbreitende Thätigkeit für die Gräfin von Meran hatte vom Neujahre 1881 an in dem Schaffen und Leiten der Arbeitsstube des patriotischen Vereins für Steiermark bestanden; die Grazer Arbeitsstube des „Nothen Kreuzes“ war die letzte Sorge und Wirksamkeit der hohen Frau, ist nur vor den Schatten des Todes zurückgetreten.

Schon im Jahre 1878, als der Occupationkrieg die Aufstellung eines ararischen Heeres-Spitals in Graz nothwendig machte und der patriotische Verein dafelbst diesem Spital große Unterstützung besonders an Lebenswässer und Verbandmaterial zukommen ließ, war es Gräfin Meran gewesen, welche als Vice-Präsidentin dieses Vereins die liebevollste und großmüthigste Sorgfalt bewies; als aber im Jahre 1879 gerade die Erfahrungen in diesem letzten Feldzuge den steiermärkischen Verein bewogen gehabt, sich der österreichischen Gesellschaft vom „Nothen Kreuz“ in Wien anzuschließen, da ist es vor Allem die Vice-Präsidentin gewesen, welche die schöne Grundidee des „Nothen Kreuzes“, die vorbereitende Thätigkeit im Frieden, auf das Klarste und Verständnißvollste erfaßte und mit der ihr eigenen Energie anwendete.

In richtiger Würdigung des Umstandes, daß die kleineren Mittel einer nicht reichen Provinz die rasche und einmalige Beschaffung einer ganzen Spitalsausstattung schwer gestalten oder dieselbe zum mindesten kostspieliger und weniger gut herstellen würden, benutzte die Gräfin ihre Würde als Präsidentin der Frauen-Section des Vereins, um bei den Verathungen des Gesamtschusses die Errichtung der Arbeitsstube durchzusetzen, welche mit eigenen Bezügen und Sammlungsrechten und mit eigener Buchführung die successfulste Anschaffung jener Spitals-Ausstattung ermöglichen sollte, die der Verein dem „Nothen Kreuz“ für 300 Verwundete garantirt hatte.

Diese Thätigkeit begann am 20. Januar 1881 im Burghaus zu Graz, und schloß im Mai 1885 in der Wohnung der Gräfin, kaum drei Monate vor ihrem Tode mit der Vollendung der garantirten Wäsche-Ausstattung. Während dieser fünf Jahre versammelte die Gräfin an jedem Donnerstage der ganzen Winter-Saison viele Frauen und Mädchen von Graz um sich, vertheilte die Arbeit und leitete mit Unterstützung einiger Damen des Ausschusses die Durchführung des Unternehmens in der prattigsten und liebenswürdigsten Weise.

Mit Jedermann, oder besser gesagt, jeder Frau gleich freundlich,

war sie die Erste und Letzte am Plaze, und bewährte auch hier ihr großes Talent, die Menschen sofort zu verstehen und nach deren Anlagen zu verwerthen, sie zurecht zu setzen und ihnen eine Sache lieb zu machen. Wie die einfache Bürgerfrau, schaffte die greise Dame unter den schweren Stoffe und Wäsche-Paketen umher, prüfte die Baarenmuster, wählte unter den Anwesenden diejenigen aus, die sich am Besten auf's Zuschneiden, auf's Maschinennähen u. dergl. verstanden, und freute sich über jedes vollendete Stück. Die rührendste Freude aber zeigte sie, wenn die Arbeitsstube Geschenke erhielt, an Geld oder Stoffmaterial, und dadurch mehr angefertigt werden konnte als die jeweiligen Vereinsmittel gestatteten, und wer es mit angehen, der konnte die Vermuthung nicht unterdrücken, daß — abgesehen von dem guten Zwecke — so manche der reichen Damen solche Geschenke brachten, um die Freude zu sehen, welche die geliebte und geehrte Gräfin äußerte, wenn solch ein großes Stück „herrlicher Reinwand“ oder „prachtvollen Cottonins“ eintraf und sofort zu Bettüchern oder dreieckigen Verbandtüchern zerschnitten werde mußte, oder wenn die reiche, hochgehaltene Frau ganz heiter und glänzlich zu den Buchführerinnen trat und sagte:

„Schreiben Sie es nur schnell ein, daß ich von Frau v. R. R. 10 fl. bekommen habe, da kaufen wir alsbald ungebleichte Handtücher davon; ja, wenn ich für meine Schwerverwundeten etwas bekomme, da habe ich die größte Freude!“

Freundlich nahm die Gräfin an der Heiterkeit der Anwesenden Theil, lachte, als man ihr erzählte, die Grazer hätten der Arbeitsstube wegen der großen Anzahl aristokratischer Damen den Spitznamen „aristokratische Wäsche-Stube“ gegeben, und als der Bäderjunge mit den Fastenregeln, von der benachbarten Universität herüberkommend, unter den fleißigen Arbeiterinnen gute Gespräche machte. Und wenn es recht lebhaft herging, sagte sie oft: „Macht nichts, wenn sie auch plaudern; sie arbeiten doch, und was sie nicht hier fertig bringen, das nehmen sie mit nach Hause und ich bekomme alle Arbeit unentgeltlich.“

Sie und da gesellte sich die fleißige Präsidentin auch zur einen oder anderen Gruppe und nahm an dem Gespräche Theil, und wer ihren klaren Verstand und ihren wohlwollenden Sinn nicht schon aus anderweitigem Verkehr gekannt hätte, der hätte in diesen Stunden und Tagen anerkennen müssen, welch' lothhaftes Interesse die Gräfin Anna Meran für Alles hatte, was idealen und realen Werth hat auf der Welt, wie sie jedes Streben schätzte, wie ihr Herz für jedes Leid, für jedes Elend schlug, wie gerecht und milde sie war bei aller Strenge der Grundzüge. Lange, lange noch wird in den verschiedensten Wohlthätigkeitsanstalten von Graz die segensreiche Spur ihrer Walters zu fühlen sein und doch ihr eigenes Wirken so sehr vermisst werden.

Am längsten und intensivsten aber werden die Frauen des patriotischen Vereins, ja der ganze Verein, unter diesem Eindrucke stehen und besonders jene, welche in der Arbeitsstube des Nothen Kreuzes mit ihr gearbeitet, sowohl in den Jahren ihrer Rüstigkeit als im letzten, wo die schwerverrannte Frau in ihren eigenen Zimmern arbeiten ließ, damit sie die Thätigkeit, welche ihr letzter Stolz und ihre letzte Freude gewesen, wenigstens noch sehen und durch ihre Getreuen leiten konnte, die werden die Abschiedsstunde nie vergessen können, in welcher die edle Frau, in charakteristischer Weise bis zuletzt die ergriffene Sache höherstellend als das eigene Fühlen, den mit den Thränen kämpfenden Damen sagte: „Ich bin so froh, daß wir mit der Ausstattung für das Spital fertig geworden sind; sorgt nun Ihr dafür, daß Alles gut erhalten bleibe und daß es bei einem Kriege nur noch und noch verwendet werde, damit es ausreiche, sonst haben die Verwundeten auf einmal zu wenig!“

Noch einmal!

Nur einmal noch möcht ich Dich sehen,
Bevor ich scheiden muß,
Noch einen Blick von Dir ersehen
Und tauschen einen Kuß!

Möcht' einmal noch die Wege gehen
Alt Dir zum grünen Wald;
Er sah' mein Liebesglück entstehen,
Das, ach, dahin so bald.

Noch einmal Deiner Stimme lauschen,
Die sich zum Herzen dringt,
Belebend wie der Quelle Rauschen
An's Ohr des Wand'rers klingt!

Nur einmal noch möcht ich Dich sehen,
Bevor ich scheiden muß. — — —
Noch giebt's für uns kein Wiedersehn,
Altm drum den letzten Gruß!

Bruder Georg.

Mitgetheilt von einem amerikanischen Miner.

Bruder Georg arbeitete mit uns in einem Kohlenbergwerke, als eines Tages seine Katastrophe kam.

Ich hatte keine Ahnung davon, daß ein Unglück passiert sei, bis einer der Kohlengräber, Namens Big Pete (der große Peter) in den Stollen, in dem ich arbeitete, kam und mir zurief: „Heda! Bruder Georg ist eben erschlagen worden! Wir müssen die Leiche aus dem Stollen und nach oben schaffen!“

Es hatte seine Wichtigkeit mit der Meldung. Der alte Mann war todt. Ungefähr eine Tonne Kohlen war durch die Rede gebrochen und auf ihn gefallen. Todesfälle waren nichts Seltenes bei uns, doch dieses plötzliche Dahinscheiden Bruder Georgs that uns Allen in der Seele weh. Wir kannten ihn Alle als einen großherzigen, gutmüthigen Kameraden, und wir kannten seine Frau als eine von denen, die von ihren Mitmenschen nur immer das Beste denken und sagen, und welche stets bereit sind, in Krankheiten oder sonstigen Unglücksfällen beizuspringen.

Wie gesagt, der Tod des alten Mannes ging uns Allen nahe.

Nun gut — wir schafften die Leiche aus dem Bergwerk und transportierten sie in die Hütte, welche Bruder Georg zu Lebzeiten mit seiner Frau bewohnt hatte. Dann begannen wir uns über das Begräbniß zu beraten, und wir jungen Leute kamen überein, daß Bruder Georg ein feierliches christliches Begräbniß erhalten sollte. Was sonst bei uns ein „Begräbniß“ war, das konnte man kaum so nennen, — ein kurzes Gebet, das Absingen eines Liedes, ein eiliger Marsch nach dem Gottesacker — und dann war Alles vorbei.

Wir schickten also einen von uns nach Scranton und ließen einen Geistlichen holen. Die Leute nannten ihn einen Geistlichen, aber er war eigentlich nichts als eine Art Wander-Prediger. Es kam uns vor, als ob er der Angelegenheit nicht viel Gewicht beilegte, und so fand sich „Big Pete“ veranlaßt, ihn bei Seite zu nehmen und folgendermaßen mit ihm zu reden: „Hört, Bruder Georg war ein guter Kerl, und wir wünschen, daß Ihr die Sache so feierlich wie möglich macht. Wir wollen just einen Kirchengesang, dann eine Lobrede oder etwas Ähnliches auf den Versorbenern; dann wollen wir dem Todten noch einmal in das alte, ehrliche, friedliche Antlitz schauen, — und dann kann es nach dem Gottesacker gehen. Dort soll noch einmal gesungen werden, und hierauf senken wir ihn in die Gruft und schaueln dieselbe zu. Also noch einmal, — keinen Spölsposus mit uns gemacht!“

Dem Geistlichen wurde es etwas eigenthümlich zu Muth; doch schließlich schien er sich mit der Idee vertraut zu machen und stellte sich pünktlich zur festgesetzten Zeit ein. Unsere Abtheilung hatte an dem Tage gerade einen halben Feiertag, und so nahmen wir denn Alle an dem Begräbniß Theil. Die Oberleitung über die ganze Geschichte wurde dem großen Peter überlassen, und es ging Alles wie am Schnürchen. Er tröstete die Wittve, stellte die Leidtragenden in Reih' und Glied und sah zu, daß der Sarg in bester Weise aufgestellt wurde. So gieng Alles ab, als ob es gar nicht Petes erste „Vorstellung“ gewesen wäre.

Peter hatte es versäumt, den Geistlichen in Betreff der zu singenden Lieder zu instruiren, und so theilte derselbe denn ein Lied aus, in dem von einem besseren Jenseits und dergleichen die Rede war. Der Pfaffe fing an zu singen, — aber wir Anderen fielen nicht ein, denn Keiner von uns kannte Text oder Melodie. Mit Mühe und Noth

arbeitete er sich durch den ersten Vers durch; dann ging ihm der Dampf aus. Da sprang Peter wieder in die Breche und sagte:

„Jungens, — wir müssen da noch ein Anhängsel dran machen. Laßt uns „Des Bergmanns Müß' und Noth“ singen. Also, Alle zusammen:

Ein Bergmann fuhr wohl in den Schacht,
Und arbeitet' emsig Tag und Nacht.
Da gingen die schlafenden Better los, —
Und der Bergmann war in Abrahams Schooß.

Das Lied hat so sieben bis acht Verse, und wir hatten noch nicht die Hälfte derselben abgesungen, als die Wittve aufschaute, uns zunickte und unter Thränen lächelte, jedenfalls ein Zeichen, daß sie uns von Herzen beistimmte.

Nun stand die Lobrede auf dem Programm, aber mit dem Geistlichen schien es nicht ganz richtig zu sein. Er sprach ein Langes und Breites vom Fürsten der Schreden, von der Unwissenheit des Lebens und wies darauf hin, wie gut es sei, wenn man stets auf sein Ende vorbereitet sei, als Peter an ihn herantrat und ihm etwas in das Ohr flüsterte. Der Geistliche schien mit Dem, was ihm Peter sagte, nicht ganz einverstanden und redete weiter vom Sündenfall, von Ephären-mußt und von Engeln, die zur Erde kommen und die unschuldigen Kindern aus dieser sündigen Welt weg und in den Himmel führen. Schließlich schnitt ihm Peter das Wort ab, drückte ihn in seinen Stuhl nieder und sagte:

„Jungens, Bruder Georg liegt hier in diesem schönen Zwanzig-Dollar-Sarge. Er hat sein Lebtag Niemand, weder Mann, Frau oder Kind ein Unrecht zugefügt. Der Herr hat ihn zu sich genommen und wenn Jemand behauptet, daß er jetzt nicht im Himmel sitzt und die Harfe spielt wie die anderen Engel, dann hat der Betreffende es mit mir zu thun.“

„Hier sitzt seine Wittve,“ fuhr Peter fort, „sie hat ein Herz, so groß wie ein Scheunenthor, und Den möchte ich sehen, welcher etwas gegen sie zu sagen wagt. Sie kann nicht eher in den Himmel fahren und dort die Harfe spielen, als bis es ihr der Herr gebietet. Mittlerweile muß sie noch hier verweilen und ihre Kleider abtragen. Ich meinstheils habe fünf Dollars für sie übrig!“

„Ich auch!“

„Ich auch!“

So lönte es von allen Seiten und bald waren gegen hundert Dollars zusammen. Hierauf sangen wir das schöne Lied: „Der Traum der Wittve,“ waren noch einen Blick auf das Antlitz des Todten und dann luden wir Sarg und Leiche auf den Wagen und machten uns nach dem Gottesacker auf den Weg. Diese Gelegenheit benutzte der Geistliche, um sich heimwärts in die Wäpse zu schlagen. Der arme Kerl sah ganz niedergeschlagen aus, aber sein Durchbrennen machte uns keinen Kummer.

Am Grabe sangen wir: „Der Vater ist beerdigt,“ und als der Sarg in die Gruft gesenkt war, warf Peter einige Schollen Erde hinab und sagte:

„Die Erde hat ihn uns gegeben, die Erde nimmt ihn wieder zurück. Asche zu Asche und Staub zu Staub — und wer es sich einfallen lassen sollte, nur das Geringste gegen den Todten zu sagen, der hat es mit mir zu thun und er mag seine Knochen nummeriren.“

Aus meinem Freiwilligenjahre in Breslau.

Von F. B. Iwo.

II.



u den angenehmen oder vielmehr am wenigsten unangenehmen Erinnerungen eines Einjährig-Freiwilligen gehört unfreitrag der „Krieg im Frieden“, das Manöver, wo er sich den drüdenden Fesseln des Gamaschendienstes, des nach vielen Nüchternungen hin beschränkten Lebens in der Garnison wenigstens für einige Zeit entridt sieht.

Unter zahlreichen Erlebnissen in meinem einzigen Manöver, denke ich noch mit besonderem Vergnügen an eine Episode, die sich am ersten Tage desselben zutrug: eine Erinnerung, die mir nur dadurch getrübt wird, daß bei dieser Gelegenheit mein Freund und Kamerad K. drei Tage mit der höchst peinlichen Einrichtung des Militärarrestes nähere Bekanntschaft machte.

Der Hergang war kurz folgender:

Wir rückten am 15. August 188., einem herrlichen Sommermorgen,

aus Breslau aus und kamen herzlich müde gegen ein Uhr Mittags in dem Dorfe S. an.

Unser Hauptmann, der durch seine besondere Abneigung gegen die Einjährigen, „den Krebszahn unserer Armee“, verächtigt war, sowie zehn Mann, darunter meine Benigkeit, erhielten Quartier auf dem Dominium, der Hauptmann selbstverhändlich in einem eleganten Zimmer des „Schlosses“, die Andern in einer Scheune. Ich hatte aber als Korporalschaftsführer und Einjährig-Freiwilliger den ganz besonderen Vorzug, einen eignen Raum beziehen zu dürfen, der sich mir als ausgerüstetes Badezimmer darstellte. Die Wanne war entfernt und an ihre Stelle eine Menge Stroh mit einigen wollenen Decken gelegt worden.

War schon dieser Luxus geeignet, meinen Freund, der in der Scheune eines Stellenbesizers Wohnung erhalten hatte, mit Reid zu

erfüllen, so noch viel mehr der Umstand, daß ihm durch unsern Feldwebel der Befehl zuzug, Nachmittags auf Wache zu ziehen, so daß er nicht einmal die wohlverdiente Nachtruhe genießen konnte. Man wird es also erklärlich finden, daß er nicht gerade von seinem Loos entzückt war, zumal er, wie er mir erzählte, die Familie meines Quartiergebers sehr genau kannte und sicher darauf hätte rechnen können, Abends zu Tisch gezogen zu werden. Ich tröstete ihn so gut ich konnte.

Als er seinen Ausgang zur Wache in Ordnung gebracht und angelegt hatte, gingen wir auf dem Dominialhofe, wo sich auch die Wache etablieren sollte, spazieren, wobei er meinem Jutrimm und Veger über sein Vech in ausgiebigster Weise Lust machte. Ich zeigte ihm mein Logis, welches er schon von seinen früheren Familienbesuchen her kannte. Seine immer mehr wachsenden Expectationen des Vegers und der Unzufriedenheit fanden ihr plötzliches Ende durch das Erscheinen einer reizenden jungen Dame, die ich schon bei meinem ersten Eintreten als die Tochter des Rittergutsbesizers S., meines liebenswürdigen Wirtches, kennen zu lernen die Ehre hatte. Mein Freund kannte Fräulein Cécile, so hieß das junge Mädchen, schon aus der Tanzstunde, die er mit ihr zusammen in Breslau gehabt hatte, bei welcher Gelegenheit er auch Eingang in die Familie fand.

Nach einigen Wäudern schlug für meinen Freund die Scheidestunde, und er nahm außer einem zärtlichen Abschiedsblid Céciliens noch die Versicherung mit, daß es ihr Vergnügen bereiten würde, gegen Abend einen Diener mit einigen Etschfärgen zu ihm zu senden. Außerdem bat ich ihn noch, mich am andern Morgen Punkt vier Uhr freundlichst werden zu wollen, denn um fünf sollte das Bataillon bereits am Ausgange des Dorfes stehen.

Nachdem ich mich mit der lieblichen Cilly noch einige Zeit unterhalten, trennte sie sich von mir, und ich trat einen Rundgang durch das beschiedene Dorf an. Bei meiner Rückkehr erhielt ich die Auforderung, das Souper in der herrschaftlichen Familie einzunehmen, eine Lebenswürdigkeit, die ich um so weniger ausschlug, als ich hoffen durfte, dabei mit meinem Hauptmann einmal außerdienstlich zusammen zu sein, eine für den Soldaten meist sehr angenehme Perspektive.

Gegen sieben Uhr begab ich mich in den Speisesaal, wo ich die Familie bereits versammelt fand: man entschuldigte sich zunächst bei mir wegen des schlechten Raumes, der mir zum Schlafen angewiesen worden sei, es wäre aber beim besten Willen infolge eines größeren Familienbesuchs nicht möglich gewesen, ein anderes Zimmer disponibel zu machen. Auch unser Hauptmann ließ nicht lange auf sich warten; augenscheinlich hatte man ihm von meiner Einladung nichts gesagt, denn ich merkte sofort, daß es ihm sehr unangenehm war, mit einem der „gebildeten Wollenden“ — so bezeichnete er die Einjährigen — zusammen zu sein. Doch mußte er sich natürlich darein ergeben.

Bei Tisch wurden die verschiedensten Gespräche geführt, doch ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, mich fühlen zu lassen, wie überflüssig ich ihm schien.

„Sollten eigentlich auch auf Wache sein, wie der andere Mensch, glaub's doch, halt dessen hier sitzen und sich's wohl sein lassen. Zu meiner Zeit, als ich noch nicht Offizier war, aßen wir trodenes Brot im Wäudern und schliefen auf Stroh.“

Auf den scherzenden Einwand des Hausherrn, daß auch ich diese Nacht mit einem Strohlager fürlich nehmen müßte, erwiderte er, da er ja stets Recht haben mußte, daß in einem so gasfreundlichen Hause selbst das härteste Lager zu einem Eiderdaunenbett werde.

Die von verschiedenen Seiten mit Recht dagegen geltend gemachten Zweifel regten ihn nur noch mehr auf, so daß er schließlich erklärte, er wolle für diese Nacht mein Badegemach beziehen, um zu zeigen, daß er trotz seines Alters noch nicht verweichlicht wäre.

Allgemein protestirte man gegen dieses Vorhaben, aber, wie ich schon von vornherein mußte, vergabens; denn hatte er einmal etwas gesagt, so nahm er es, mochte es ihm noch so leid thun, gewiß nie mehr zurück.

Mir war die ganze Angelegenheit äußerst peinlich, und im Stillen beneidete ich meinen Freund, der in gleichmäßigem Schritt vor der Thür auf und ab ging.

Gegen zehn Uhr machte unser Hauptmann zum Aufbruch. Nochmals wurden die dringendsten Einwendungen gegen den Quartiertausch geltend gemacht. Doch es war Alles vergeblich.

Als ich's mir in dem beglückten Zimmer meines Hauptmanns — die Sachen waren schon vorher umgestellt worden — bequem gemacht, fand ich durchaus keine Veranlassung, den Entschluß meines Gebieters zu bereuen. Es wäre auch nicht lange, als er erquidender Schlummer meine müden Glieder umfing und mir in reizenden Bildern mein liebes Breslau mit Allem, was es für mich Kostbares barg, vorführte.

Mein Freund war inzwischen in einer feineswegs toigen Laune. Er „schilderte“ eben seine letzten beiden Stunden von 1—3 Uhr. So viel Schönes hatte er vorher von der Wandzeit gehört, und nun fing es in der Weise für ihn an, daß er nicht einmal ordentlich schlafen

konnte. Dazu kam noch der Gedanke, mich, wenn auch nicht in einem weichen Bett, so doch wenigstens in einem geschlossenen Raume ruhen zu wissen, während er der allerdings prüftungsreichen Ehre, die Habne bewachen zu dürfen, theilhaftig war. Häte er gar ahnen können, wie bequem und elegant ich der Ruhe pflegte!

Doch Wache hatte er seinem Schicksale geschworen und, da er sie an diesem selbst nicht nehmen konnte, so wurde ich substituirt und mir ein schredliches Erwachen von seiner Seite zugebracht.

Die vierte Stunde war herangefommen und die Wache wurde, wie das im Cantonementquartier üblich, nachdem die Reveille abgelassen, aufgelöst. Mein Freund machte sich also daran, mich zu wecken, und begab sich zu diesem Zwecke nach dem Badezimmer, meinen vermeintlichen Aufenthalt. Die Thür war unverschlossen, und leise, wie ein Dieb, schlich er in den finsternen Raum hinein — die Dertlichkeit kannte er ja — trat dann dicht an das Lager, auf welchem er sich vermutete, ein Kuch an der von der Decke herabhängenden Schnur und — wilde Ströme eiskalten Wassers ergossen sich aus der Douche über unseren ahnungslos schlummernden Hauptmann. Das Brausen des Wassers vereinte sich mit dem Hohnlachen meines Freundes zu einer Musik, die geeignet war, unseren braven Compagniedes glauben zu machen, daß das Ende der Welt da sei. Wie von den Furien der Hölle gepfeift, nur mit seinem schleichen Rinnen begleitet, sprang er auf und genarrte die Unruhe eines menschlichen Wesens, das in nicht zu vernehmender Weise das Bestreben, sich eiligst zu entfernen, an den Tag oder vielmehr an die Nacht legte.

Wie mit eisernen Klammern hielt er ihn fest, und ein donnerndes „August!“ entfuhr seinem Munde.

Der dienstfertige Bursche, dem das Schicksal diesen ebenso seltenen wie schönen Namen verliehen, erschien sofort, ebenfalls nichts weniger als salonsfähig gekleidet.

„Licht, Licht!“

Auch diesem Wunsche willfahrte August sofort, und nun beleuchtete das aufbrumende Kerzenlicht eine Scene, die den Beobachter höchlichst anmüßet haben müßte. Nach einigen Secunden bangen Schweißens begran endlich der Hauptmann, klappernd vor Froh und vom Wasser triefend: „Also Sie Unglücksbarm haben es gewagt, einen Angriff auf das Leben ihres Vorgesetzten zu unternehmen! Sauberes Wätschen, werde Sie auf Stellung bringen, sofort species facti einreichen; jetzt gehen Sie!“ Ehe mein unglücklicher Freund noch ein Wort sammeln konnte, wurde er in bereitwilligster Weise in seinem Entfernungsbestrebten unterstützt und befand sich auf dem Fluß, wo ihm erst die ganze Bedeutung seines Trevels vor Augen trat.

Ich war indessen ungewekt erwacht, hatte gefrühstückt, meinen Tornister vorschriftsmäßig gepackt und kam gerade noch zur rechten Zeit auf dem Appellplatz an, wo sich die Compagnie sammelte. Mein Freund, dessen Wakenname ich war, zitterte wie Espenlaub und war bloß wie eine Balkwand. Auf meine Fragen hatte er nur ein resignirtes Kopfschütteln. Eben wollte ich, der ich doch noch keine Ahnung von dem Vorgefallenen hatte, mich eingehender über die Ursache seines Kummers erkundigen, da erkündete das Auftakt des Hauptmanns verkündende Commando: „Still gestanden! Augen links! Die Compagnie zur Stelle!“

„Augen rechts! Nüht Euch! Einjähriger K.“

„Herr Hauptmann!“

„Treten Sie vor!“

Jetzt folgte eine leise Unterredung unseres Hauptmannes mit dem Feldwebel und meinem armen Freunde, dann ging es frisch in die kühle Morgenluft hinaus. Nun hatte letzterer endlich Zeit und Gelegenheit, mir Alles zu erzählen. Er schloß seine ergreifende Schilderung, indem er mir das Resultat seiner eben gehaltenen Unterredung mittheilte, welches dahin lautete, daß der Hauptmann für diesmal noch von einer störenden Untersuchung nach Kriegsartikel 21 absehen und, da er annehme, daß das Altitat nicht gegen ihn, sondern einen Kameraden geplant war, es bei einer dreitägigen Arreststrafe bewenden lassen wolle, die er nach Rückkehr in die Garnison zu verbüßen habe. Das war für meinen Freund, der im ersten Halbjahr diente, das Traurigste, denn nach verbüßter Strafe konnte er unmöglich Gefreiter werden, und jeder Eingeweichte weiß, was es heißt, als Einjähriger „ungeknüpft“ abzugehen.

Am Morgen nach unserem Einzuge in Breslau wanderte er auch richtig auf drei Tage zum „Bater Gref!“ am Oberhof, und büßte so sein fürchterliches Verbrechen.

Sein zweites Halbjahr war eine ununterbrochene Kette von Chikanen, die ihm unser Hauptmann reichlich angedeihen ließ.

Jetzt, wo auch er seine Dienstpflicht beendet hat, bildet dieses Erlebnis eine der schönsten Reminiscenzen aus seiner Militärgzeit, und oft, wenn wir gemütlich beim Schoppen sitzen, denken wir mit Vergnügen an das unfreiwillige Bad, welches mir zu Theil werden sollte.

Sprüche von Paul Hense.

Das sind die Traurigen, Klagen,
Die tief und stark sich scheinen:
Die Frauen, die nicht lachen,
Die Männer, die nicht weinen.

Wie trefflich Weib und Mann
Sich mit einander ständen,
Singen wir schwerer an,
Und könnten sie leichter enden!

König Milan von Serbien.

(Mit Portrait.)

Serbien stand früher Jahrhunderte lang unter türkischer Botmäßigkeit und Fuchtel. Seine geographische Lage zog ihm eine Menge schwerer Leiden zu, welche aus den Kriegen zwischen Oesterreich und der Türkei erwuchsen. Oft wurde das Land von beiden Großmächten heimgesucht und besonders durch die Osmanen geplündert und drangsaliert. Ein rauher serbischer Viehzüchter, genannt der schwarze Georg, brachte im Jahre 1804 die Serben zum Aufstande gegen die Türken, herrschte und warf in harten Kämpfen das Joch derselben ab, nach dem er 1807 Belgrad erobert hatte. Im Jahre 1812 brachten die Türken, günstige politische Umstände benutzend, abermals gegen Serbien los und Uzerly Georg mußte nach grausamen Kämpfen 1813 auf österreichisches Gebiet flüchten.

Ein anderer Serbe, Milosch Obrenowitsch, brachte 1815 den Kampf gegen die Türkei zu Gunsten Serbiens zum Austrag. Da nun Milosch und nicht der schwarze Georg zum erblichen Fürsten von Serbien erwählt wurde, so entstand Todfeindschaft zwischen den beiden Familien Karageorgewitsch und Obrenowitsch, die nie verlöschte.

Im Jahre 1842 verlor die letztere die Herrschaft in Folge eines Aufstandes an die erstere und Alexander Karageorgewitsch wurde Fürst, der sich auch sehr gut hielt. Indes blieb Serbien immer unter türkischer Oberherrschaft, die sich formell und durch das Befestigungsrecht der serbischen Festungen beherrschte.

Im Jahre 1858 wurde Alexander Karageorgewitsch durch die Stupradina (Nationalversammlung) abgesetzt und das Haus Obrenowitsch kam wieder auf den Thron.

Im Jahre 1867 verzichtete die Türkei auf das Recht, die serbischen Festungen zu besetzen. Im Jahre 1868 wurde Fürst Michael Obrenowitsch auf Anstiften des abgesetzten Fürsten Alexander Karageorgewitsch ermordet. Diese That brachte jedoch die Familie des letzteren nicht wieder auf den Thron, sondern der minoranne Milan,

Großneffe Milosch I., wurde unter Vormundschaft einer Regentenschaft zum Fürsten erkoren.

Milan ist am 22. August 1852 als Sohn Zefrem Obrenowitsch geboren und zum Theil in Paris erzogen worden. Als er zwanzig Jahre zählte, wurde er für majorenn erklärt und übernahm als Fürst Milan IV. selbständig die Regierung. Seine Kriegslust bewies er bereits 1876, indem er, von Rußland und den Chauvinisten in Serbien gedrängt, mit der Türkei einen unglücklich geführten Krieg begann.

Erst durch den erneuten russisch-türkischen Krieg bekam er Lust und einen Gebietszuwachs. Die Freundschaft Oesterreichs erleichterte ihm den Act der Erhebung Serbiens zu einem Königreiche. König Milan hat sich seitdem bemüht, die innere Entwicklung des Landes zu fördern und sich Oesterreichs Freundschaft zu erhalten.

Die Entstehung eines bulgarischen Staates war Serbien von Anfang an ein Dorn im Auge und als nun Fürst Alexander von Bulgarien sich verleitete ließ, die revolutionäre Vergrößerung seines Fürstenthums durch einen Theil Rumeliens gut zu heißen, glaubte König Milan den Versuch zu haben, Bulgarien Krieg zu erklären. Wie ihm dieser Schritt bekommen ist, haben die Thatsachen gezeigt. Der tapfere und allgemein beliebte Fürst Alexander I. von Bulgarien trieb die eingebrungenen Serben über ihre Grenze zurück und würde wahrscheinlich der Selbständigkeit des serbischen Königthums ein Ende gemacht haben, wenn Oesterreich sich nicht des Bedrängten angenommen hätte. Fürst Alexander wurde genöthigt, stehen zu bleiben, dann einen Waffenstillstand zu schließen und über die serbische Grenze zurückzugehen.

König Milan hat also diesmal Oesterreich speciell und den europäischen Großmächten im Allgemeinen zu verdanken, daß Serbiens Integrität erhalten worden ist.

In der folgenden Nummer werden wir das Bild der Königin Natalie von Serbien mittheilen.



König Milan von Serbien.

Schlesische Chronik.

Breslau. Unser berühmter Landsmann Adolf Menzel in Berlin hat bei Gelegenheit der Feier seines 70. Geburtstages von den ihm gewidmeten 9000 Mark der Müller'schen Stiftung 1000 Mark zur Unterstützung hilfsbedürftiger schlesischer Maler gegeben.

Breslau. Konjekten des königl. Provinzial-Schulcollegiums sind für sämtliche höhere Lehranstalten der Provinz Schlesien die Ferien im Jahre 1886 wie folgt festgestellt worden: Osterferien. Schulschluss: Mittwoch, den 14. April; Anfang des neuen Schuljahres, Donnerstag, den 29. April. Pfingstferien. Schulschluss: Freitag, den 11. Juni; Schulanfang: Donnerstag, den 17. Juni. Sommerferien. Schulschluss: Freitag, den 9. Juli; Schulanfang: Mittwoch, den 11. August. Michaelisferien. Schulschluss: Mittwoch, den 29. September; Schulanfang: Montag, den 11. October. Weihnachtferien. Schulschluss: Donnerstag, den 23. December; Schulanfang: Freitag, den 7. Januar 1887.

Bunzlau. Der Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten hat sich bereit erklärt, das städtische Gymnasium hier auf Grund der bereits erfolgten Verhandlungen mit den städtischen Behörden, auf Staatsrechnung zu übernehmen.

Wag Seifriz, in Schlesien wohlbekannt, ist in Stuttgart vom Schlage getroffen worden und gestorben. Am 9. October 1827 zu Nottwil geboren, wurde er im Jahre 1857 Hofcapellmeister des Fürsten von Hohenzollern zu Löwenberg in Schlesien, und seit Auflösung von dessen Capelle Musikdirector am Stuttgarter Hoftheater. Außer mehreren Heften Männerchöre und Gesänge für gemischten Chor hat Seifriz eine große Concert-Cantate „Ariadne auf Naxos“, eine Sinfonie H-moll, Ouvertüre und Zwißchenactsmusik zu Schillers „Jungfrau von Orléans“ u. f. w. im neudeutschen Stile componirt. Der Verstorbenen war in den Künstlerkreisen der schwäbischen Hauptstadt wegen seines feinen Humors eine allseitige Persönlichkeit.

Gottberg. Die hier domicilirte Aeriengesellschaft „Schlesische Kohlen- u. Coles-Werke“ hat, um einige von der Direction beantragte, auch nach dem Gutachten hervorragender, unparteiischer Sachverständiger notwendige und reichliche Erträge liefernde Bergwerksanlagen, insbesondere einen II. Tiefbau auf Carl-Georg-Victor-Grube herzustellen, ferner den II. Tiefbau auf Gustav-Grube vollenden, verschiedene neue Werthobjecte erwerben und durch alles dieses eine dauernde Rentabilität der gesellschaftlichen Werke herbeiführen zu können, die Erhöhung ihres jetzigen Stammactien-Capitals von 4 Millionen Mark auf 6 Millionen Mark durch Ausgabe von 2000 Stück Prioritäts-Actien à 1000 Mark zum Pari-Course beschloßen und denselben in der Generalversammlung vom 31. October 1885 folgende Vorrede vor den Stamm-Actien eingeklärt: Es sollen nach Maßgabe des Gesellschaftsstatuts die Prioritäts-Actien bis zum 30. Juni 1889 jährlich 5 pCt. Bauzinsen erhalten, vom 1. Juli 1889 ab einen vortheilhaften Anspruch auf Dividende bis 6 pCt. haben, hierauf die (alten) Stamm-Actien Dividende bis 2 pCt. bekommen und der dann noch verbleibende Gewinn halb an die Prioritäts-, halb an die Stammactien vertheilt werden. Im Falle einer Auflösung der Gesellschaft sollen zunächst die Prioritäts-Actien mit 2 Millionen Mark, sodann die Stamm-Actien bis zum Betrage von ebenfalls 2 Millionen Mark befriedigt, und der etwaige Ueberschuß halb an die Prioritäts-, halb an die Stamm-Actien vertheilt werden.

Wenn Leute Geld haben. Bekanntlich besitzt der Wiener Baron Rothschild auch in unserem Schlesien große Landgüter. Auf seinem prachtvollen Schlosse zu Schillersdorf waren jüngst, wie man der Schlesischen Zeitung berichtet, auf vierzehn Tage als Jagdgäste anwesend: Fürst Richard und Fürstin Pauline Metternich, die Grafen Wilczek senior und junior, Graf Karl Rinsky, Graf Heinrich Larisch mit Gemahlin, die Grafen Széchenyi, Botodi, Baron und Baronin Bourgoing, Herr Arvid von Baltazzi, Lord Lennox und Mr. Willbante von der englischen Botschaft u. A. Ein von dem Herrn Baron gestellter Extrazug hatte die ganze Jagdgesellschaft nach Schillersdorf gebracht. Am morgentlichen um 10 Uhr wurde zum Aufbruch befohlen. Den Zug eröffneten die Büchsenpanner auf einem sogenannten „Aussschrotwagen“. Dann folgte — von einem prachtvollen Biergespann gezogen — ein japanischer Jagdwagen, der eigens für die diesjährige Saison gebaut worden war, dann eine Serie von kleineren zwei- und vierpännigen Jagdwagen. Den Schluß bildete ein Bacton, in welchem Baron Rothschild und Fürstin Pauline Metternich saßen, welche Letztere den Wagen selbst lenkte. Jeder Wagen hatte seinen reich decorirten Postillon, der während der Fahrt fröhliche Weisen blies. Alle Damen, im Zägerkleide, theilnahmen sich activ an der Jagd. Es wurden angeblich im Ganzen nicht weniger als siebentaufen Hasen und zweitaufen Rebhühner geschossen. Die reiche Jagdbeute wurde beinahe vollständig dem Berliner Markte zugeführt, der sich zur Zeit als besseres Absatzgebiet denn Wien erwies, wo in diesem Punkte ein faum zu bewältigender

embarras de richesse herrschte. — Der Abend versammelte die Gesellschaft wieder im Schlosse, wo es, nachdem man den Tafelfreuden sattfam gehudigt, bei Spiel und Tanz hoch berging. Die zwei Wägen auf Schillersdorf sollen rund eine Viertelmillion verschlungen haben.

Allelei öffentliche Spiele im alten Breslau. Gomollus Chronik von 1733 berichtet über Folgendes: Das Wetzlauffen. Dieses ist zweierlei, das erste ist das mit Rossen geschieht, und die wird noch zu Breslau zu gewissen Zeiten folgender Gestalt gehalten: Wenn Persohnen vorhanden seyn, welche geübte Rosse und Lust zu rennen haben, so geben oder melden sich selbige bey einem Hoch-Edel und Gestrungen Rathe dieser löbl. Stadt Breslau an, und bringen hernach Tages vor dem Rennen ihre Rosse zu dem Hrn. Befehlshaber in den Hof, allda sie auf die Stirne mit rothem Wachs gesiegelt werden. Den Tag darauf, wenn geredmet werden soll, fahren erstlich die 2. Glodenleuter auf dem Rathhause, nebst andern dabey bedienten Leuten auf einem Wagen mit benjengen Zitrathen, womit der Däse gegeret wird, hinaus in die Vorstadt S. Nicolai, bey der steinernen Säule, woselbst in dem nächsten Hofe dabey in der Scheunen der Däse angekleidet und ausgegeret wird, und unterwehrendem Rennen daselbst stehen bleibt. Zu bestimmter Zeit verfügen sich auch die Renner mit den Pferden hinaus bis zu den 3. Kreuzen, daselbst wird ein fröhern Seil quer über den Weg gelegt und hin und her mit Sand bedekt, dergleichen Seil wird auch bei der steinernen Säule am Ende der Vorstadt gelegt, als das Ziel wie weit sie rennen. Zwei Herrn Raths-Deputirte welche hierüber die Obacht haben, verfügen sich gleichfalls zu Pferde nebst zweien Aufreuthern bis zu der steinernen Säule, alsdann wird von denselben ein Aufreuther zu den Rennern hinaus geschickt, und stellen sich hierauf die Renner mit ihren Pferden ohne Sattel und nur im bloßen Hemde und Hosen vor das Stroh-Seil. Und wenn der andere Aufreuther von den Herren Raths-Deputirten auf die Straße geschickt worden, durch einen Schuß die Lösung zu geben, so antwortet draussen der andere gleichfalls mit einem Schuß. Hierauf fangen sie an zu rennen, der nun der erste beim Ziel ist bekommt den Däsen, der andere nach ihm einen Carabiner, die folgenden nichts, und der letzte ein Spanferdel. Nach vollendetem Rennen, wird der Däse in die Stadt, umb den Ring und in des Gewinners Behausung geführt. Vor selbigem reiten 4. Trompeter, darauf folget der Däse von den 2. Baudeckern geführt und von den 2. Glodenleutern begleitet, hat über den Kopf und Rumpf ein weiß leinen Tuch gedekt, welches mit lauter ausgeschnittenen Rosen gezieret ist, über den Hüften hangen 2. Schilde, auf welchen die zwei untere Vierteltheile des Breslauischen Stadt-Wappens gemahlet, die Hörner sind vergoldet, oder mit Goldleder überzogen, umb dieselben und den Hals hat er Kränze von Blumen. Hinter dem Däsen reitet der Gewinner in der Positur wie er gerneth, hernach der mit dem Carabiner, denselben aufrecht haltende, folgendes die andern Renner, und zuletzt der mit dem Ferkel. Von wem nun dieses Ochsenrennen gestiftet oder seinen Ursprung genommen, davon ist in Historien nichts angemeldet, daß es aber schon eine sehr alte Liebung oder Gewohnheit mit denen Pferden rennen zu lassen, ist aus folgendem zu erhellen. Als

Anno 1553. Erzbischof Maximilianus in Breslau war, wurde den 17. April ein solch Wettlauffen oder Rennen gehalten, und 3. Kleinodien als ein vergoldeter Credenz, ein Sammet und Damast aufgesetzt. Das erste gewann Jhro Durchl. Erzbischof Maximilianus. Das andere als den Sammet gewann einer mit Namen Scop, und das dritte als den Damast, gewann Hr. D. Rybisches älterer Hr. Sohn.

Das Wetzlauffen. Dieses ist gleichfalls eine uralte Gewohnheit und Lust-Spiel gewesen, denn man findet in Herrn Nicola Polii Annalibus, daß die Schützen zu Breslau 1534. ein groß Schießen gehalten, und dabey einen Wettlauff mit freyen Weibern angestellet nach einem Psehe, Mäße, Ermel, Paar Strümpffen, und Schuben, dieses ist allemahl im Schierwerder gehalten worden, wie die Scherbe, worauf das Wetzlauffen von Anno 1686. gemahlet, andeutet, und ist also gehalten worden: Es sind gewisse Weibes-Personen, an der Zahl etwa 9 oder 10, dazu verordnet worden, welche sich auf den bestimmten Tag ins Schierwerder begeben, alldo ein Schranken gemacht und ein gewisses Ziel abgemesset gewesen. Oben beim Schier-Pause ist eine Stange wie ein Kreuz formirt aufgerichtet gewesen, auf welcher Mitten ein Frauen-Psehe gehangen, zu oberst eine Mäße, rechter Hand Schue und Strümpffen, linker Hand ein Stroh-Ermel und Brummelweh, hernach sind die Weibes-Personen zu dem angeordneten Ziel geführt, und in eine grade Linie gestellet worden. Als nun die Lösung gegeben, haben sie alle zugleich angefangen zu laufen, unter welche sich der damals im Brauch gewesene Frische-Meister eingemischet, und denen Zuschauern viel Luth, den alten Weibern aber viel Verdruß und Hindernuß gemacht; welche nun die erste gewesen, bey der aufgerichteten Stangen, die hat den Psehe bekommen, die andere eine Mäße, die dritte einen Ermel, die 4te ein Paar Schue, die 5te ein Paar Strümpffe, und die letzte ein Brummelweh, hernach sind sie beim Herrn Stuch-Pauptmann gespeiset worden.

für's Haus.

Ueber Leberkrankheit schreibt ein Arzt der Monatschrift für Hygiene: Ursache der Lebererkrankungen ist nach meinen Erfahrungen in den weitaus meisten Fällen ein anhaltender Druck auf die Leber. Man berücksichtigt diese Ursache noch immer viel zu wenig, und doch ist sie es, durch welche die ungemeine Häufigkeit der Leberkrankheiten beim weiblichen Geschlecht bedingt wird. Die übste Einrichtung der weiblichen Kleidung, der zu Folge die Unterleibe nicht durch Träger gehalten, sondern durch straffes Umbinden befestigt werden, ist eine Erzeugerin häufiger Leberkrankheiten. Auch bei dem männlichen Geschlecht werden die Leberkrankheiten häufiger, seit dasselbe begonnen, die Beinkleider durch umgezügerte Riemen festzuhalten. Außerdem kann der Druck durch die vorwärts gekrümmte Haltung des Körpers bei manchen Arbeiten und Arbeiten veranlaßt werden. Näherinnen sind sehr häufig, Schuwmacher zu einem großen Theil leberkrank. — Eine zweite sehr häufige Ursache der Leberkrankheiten ist der zu häufige Genuß spirituöser Getränke. Bei Säugern tritt oft eine völlige Entartung der Leber ein (die sogenannten Schützweidenleber), wobei dieselbe von einer Art narbigen Netzes durchzogen und dadurch in lauter Körnern von der Größe eines Stachelnadelkopfes oder einer Erbse abgetheilt scheint und ihr Umfang sich verringert. Aber auch die Fettleber kann bei Säugern entstehen. Gefallen sich zu dem Trunk noch andere Ausschweifungen und eine träge Lebensweise, so entsteht der Spleen oder die Wilsucht, eine meist in England beobachtete, aber auch bei uns nicht seltene Krankheit, deren erste Ursache nicht in der mit der Leber allerdings im Zusammenhang stehenden Wils, sondern in der Leber selbst zu suchen ist. Die geistige Verstimmlung ist dabei eine so bedeutende, daß sie zu Lebensüberdruß, Lebenshaß und Selbstmord führt. Außer jenen beiden Ursachen giebt es aber auch zahlreiche andere, welche Leberkrankheiten herbeiführen können. Alles, was den Geist niederdrückt, also Aerger, Kummer, Sorgen, Alles, was den Geist zu sehr aufregt, also übertriebene geistige Thätigkeiten und Leidenschaften, vermag die Leber krank zu machen; Alles, was die Blutbereitung stört oder Blutüberdruß herbeiführt, namentlich zurückgetretener Frühweiss, und unterdrückter Monatsfluß, kann die Leber in Mitleidenschaft ziehen; jede Erkrankung eines Organes des Verdauungsapparates, namentlich des Magens, wirkt auch auf die Leber zurück und veranlaßt krankhafte Erscheinungen in derselben, welche vorübergehend sein, aber auch zu langwierigen Leberkrankheiten sich ausbilden können. Mittel gegen die Leberkrankheit sind: Beseitigung der Ursachen, Vermeidung aller erregenden, schwer verdaulichen und blähenden Speisen und Getränke, Genuß von säuerlichen Früchten, wie: Kirichen, Heidelbeeren, Johannisbeeren, Erdbeeren, Weinbeeren etc., Schöllkraut-Tinctur, täglich 2—3 Mal 5—10 Tropfen, oder Schöllkraut-Extract in Krautentwässer gelöst, Brunnenkresse als Gemüse oder Salat, oder gewiegt auf Butterbrot genossen, Raute (Ruta graveolens) gewiegt auf Butterbrot gegeben.

Taubenpflege. Taubenzüchter behaupten, daß den Haustauben reichlicher Haarf- und Leinölen im Futter sehr nachtheilig sei. Ein gutes Taubenfutter ist gequollener Hirse.

Das Rügen von Messern und Gabeln erfolgt leicht, wenn man frisch durchschnittenen Karloffeln in Pappulose, oder Kalkpulver taucht und die Instrumente damit abreibt.

Das Wachsthum von Gemüse- und Blumenamen befördert man, indem man den Samen mit Holzsohlenpulver mischt (10 Theile des letzteren zu 1 Theil des ersteren).

Federleinen wasserdicht zu machen. Da bei schlechtem Federleinen die Federn leicht durchdringen, so wird es gewiß jeder Hausfrau angenehm sein, ein Verfahren kennen zu lernen, wodurch ein solches Gewebe wasserdicht gemacht werden kann. Man löst 10 Theile Leim in 40 Theilen Wasser auf, fügt eine Lösung von 1 Theil zweifachchromsaurem Kali (rothes Kalichromat) in 5 Theilen Wasser zu und trinkt mit dieser Lösung das Leinen, worauf man es trocken werden läßt; man setzt dann noch zwei Tage lang den Stoff der unmittelbaren Einwirkung der Sonnenstrahlen aus.

Allerlei Heiteres.

Scherz im Ernst. In einem Seegefechte zwischen den Admiralen der Republik Argentinien und Montevideo, Brown und Con, bemerkte Con zu seinem Schreden, daß seine ganze Munition verschossen war, und rathlos wendete sich sein erster Offizier an ihn mit der Frage: „Was nun? Keine Kugel mehr an Bord und der Feind steht noch immer.“ — „Ist noch Pulver vorhanden?“ fragte der Commodore. — „Gewiß, noch für einen ganzen Tag!“ erhielt er zur Antwort. — „Schön!“ entgegnete Con. „Hatten wir nicht heute zum Frühstück einen fürchterlich guten holländischen Käse?“ — „Ja, wohl, ich gerbrach mein Messer daran.“ — „Besten wir davon noch Vorrath?“ — „Diverse Duzend!“ — „Ob sie wohl in einen Achtzigpfunder hineinpassen mögen?“ — „Wahrhaftig, Commodore, ein vornehmer Gedanke, wir werden es gleich probiren!“ rief der Offizier. Einige Minuten später begann zur Verwunderung des Feindes auf der „Santa Maria“, dem Admiralschiffe, das Feuer von Neuem, und zwar in ganz ungewöhnlicher

Weise. Ein Schuß schlug dicht neben Admiral Brown an den Hauptmast, zerstob in zahllose Stücken und trieb den Admiral zum schleimigen Rückzug. „Sollam“, sagte Brown, „womit mag der Feind denn nur schießen?“ Es vermochte ihm jedoch Niemand Aufschluß zu geben. In dem Augenblick fiel wieder ein Schuß, tödtete zwei Mann ganz in seiner Nähe, schlug dann flüchtig an die Planken und zerplatze, gleichfalls unzählige kleine Splitter zurücklassend. Auch die ferneren Schüsse trafen und stießen auf der gefallenen Mannschaft eine Menge weiblicher Stücken einer unbekannten Substanz zurück. Endlich gelang es dem Admiral, eine Probe der neuen Kugeln zu erwischen, nachdem dieselben bereits großen Schaden angerichtet hatten, und halb lachend, halb zornig rief er aus: „Da haben wir's! Mit Käse beschießen sie uns! Pfui!“ Da trachte abermals ein Schuß und noch etliche Mann sanken getroffen zu Boden. Jetzt gab Brown Befehl zum Rückzuge, bekam aber noch eine voll: Breiseite von holländischem Käse nachgesetzt. Das Gedröhl war ein Sprengflüden der neuen Geschosse wie bei. Anfangs harrten die Mannschaft dieselben sprachlos an, dann sammelten sie die eckbare Munition schweigend, denn sie schämten sich, daß sie vor solchen Geschossen hatten weichen müssen.

Vandwirthschaftliche Poesie. Herr Gallus in Hannover veröffentlicht in der Allgemeinen Zeitung für deutsche Land- und Forstwirtschaft ein poetisches Brevier für Hühnerzüchter, aus welchem wir folgende erbauende Stellen entnehmen:

„Sonst war's Gefieder doch so schön,
Und nun, wie traurig anzusehn;
So ruppig, kraus und lüderlich,
Ja, ich begreif' es wirklich nicht.
Sagt mir, was hat's für einen Grund,
Sind denn die Vögel nicht gesund?
So klagt' ich vor der Zehre zwei;
Der alte Konrich stand dabei.
Konrich betrachtete das Vieh
Und sprach dann lachend: Hören Sie,
Die Mieten sind's, die Federlaus;
Zeigen Sie 'mal Ihr Hühnerhaus!
Die Untersuchung zeigte klar,
Daß hier des Uebels Wurzel ist. —
Was meint Ihr, was das Mittel ist?
Nichts weiter als wie — Fiebermist. —
Wer Roll hoch wird das Antidor
Im Stall geirret, vorbei die Roth.“

Hoffentlich singt Herr Gallus nun auch bald zur Beförderung der Schweine- und Windviehucht und zur Beseitigung der Mäuseplage.

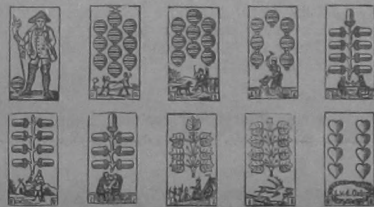
Sein Gewerbe. Richter zum Vaganten: „Welches Gewerbe haben Sie?“ — Der Gefragte: „Ich bin Geldlieger.“

Spiele und Denkaufgaben.

Scat.

Aufgabe XIV.

Mittelhand hat:



und sagt Null ouvert an. Trotzdem Vorhand drei Mal Roth und Hinterhand vier Mal Roth hat, verliert Mittelhand. Wie standen die Karten und wie wurde gespielt?

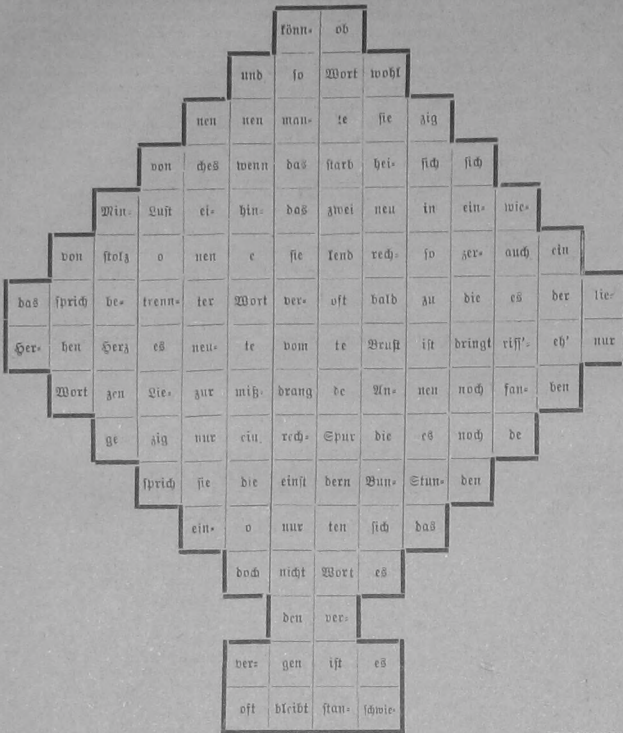
Auflösung der Scherz-Aufgabe in Nr. 14.

Vorhand hat sämtliche Eichel und Grün-8 und 10, bleibt somit am Spiel, während Hinterhand mit 5 Schellen und 5 Roth hat. Schellen 10 und Roth-Ober liegt im Stat.

Elben-Räthsel von Sofie Schett.

- 1 2 Ein braver Schüler kann Dir sagen,
Daß dort sich Wunderdinge zugetragen.
- 1 3 4 War ein schmaler Mästenfrich,
Vielen noch erinnerlich.
- 5 6 Ein berühmter Wandersmann,
Ich auch lustig singen kann.
- 2 6 Hat Vielen schon einen Trost verschafft
Durch seinen Kopf und seine Kraft.
- 4 5 Ist ein großer Kinderfreund,
Auch als Sinnbild er erscheint.
- 1 2 3 4 5 6 Eingewandert aus fernem Land.
Nun bei uns schon gut bekannt.

Höflichkeit von Lehrer A. Stabenow.



Permutations-Aufgabe von Victoria Schröder.

Aus den folgenden Wörtern sollen durch Umstellung der Buchstaben andere gebildet werden, welche in ihren Anfangsbuchstaben eine berühmte epische Dichtung nennen:

1. Lehm, 2. Lende, 3. Anfer, 4. Traum, 5. Palme,
6. Tarent, 7. Kamerun, 8. braun, 9. Ornat, 10. Norden,
11. Norden, 12. Biöle, 13. Matrese, 14. Koran, 15. Streit,
16. Utah, 17. Abel, 18. einsam.

Auflösung der Denkaufgaben in Nr. 15:

Des Rebus:

Hauptstadt.

Des Kreuz=Arithmograph von B. Schröder:

B e f u n
R r o n e
U r m i n
S a m o s
B r e f t
U e r e s

M u b o l f b o n S a b s b u r g
 D a t e r n e n a n g u e n d e r
 S o m m e r n a c h t S t r a u m
 F r i e d r i c h R u e c f e r t
 T a g f c h m e t t e r I n g e

W e s p e
N i t e r
B i r f e
S p a t z
P i n t o
S o m e r

Des magischen Pentagramm von Ehrlich:

Hier hilft nun weiter kein Bemüh'n,
Sind Rosen, und sie werden blüh'n.

Des Silbenrathsels von Johannes Lindner:

1. Hamburg, 2. Elbe, 3. Ida, 4. Nase, 5. Rigi,
6. Illimani, 7. Citrone, 8. Hering, 9. Hammer, 10. Emil,
11. Istis, 12. Nero, 13. Egmont.

Des Wirthheilungsräthfels von Michael.
Ein Fall — Einfall.

Zweifelbige Charade von Eduard Hartmann.

In der Ersten mild umfangen
Knecht und pflegt sich Arm und Reich,
Ist sie von Dir einst gegangen —
Bist Du todeskrank und bleich.
Weisheit siehst Du in der Zweiten
Pracht und Glanz der Fürstenthum,
Doch selbst bei den ärmsten Leuten
Ist zum Schuß sie angebracht.
Küßn erbaut wird freis das Ganze,
Obne einen Hammerhag,
Doch geizt vom Nichtertrange,
Sahst Du's nie am besten Tag.

Kleine Wortbilder von H. Lüders.

- 1.



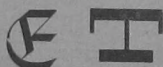
- 2.



- 3.



- 4.



Inhalt:

Die Tochter des Commerzienraths. Roman von Ewald August König. (Fortsetzung.) — Der Günstling der Kaiserin. (Mit Illustrationen.) — Neuer Bilder aus dem Soldatenleben. Von A. W. Gumboldt. II. Der Majorsburde. — Der Körschefer. Von Director Raab. — Europa in Wort und Bild. (Mit Illustrationen.) (Schluß.) Die letzte Nacht der Gräfin von Aerau. Von Aueg. — Noch einmal! Schick von Aerau. — Paul Henke. — König Milan von Serbien. (Mit Portrait.) — Schlesische Chronik. — Für's Haus. — Merkle's Heiteres. — Spiel und Denksaufgaben: Wit, Räthsel, Räthsel. — Correspondenz.

Verantwortlicher Redacteur Karl Teschner in Breslau. — Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.